

KONTAKTZONEN, DRITTE RÄUME UND EMPATHISCHE ORTE. EINE FALLBETRACHTUNG ZUM POST- KOLONIALEN TURN HISTORISCHER MUSEEN¹

Thomas Overdick

Im Sommer 2016 erhielt ich in meiner Funktion als Leiter des Flensburger Schifffahrtsmuseums einen Anruf des damaligen Flensburger Oberbürgermeisters. Er hätte gerade auf der Fahrt ins Rathaus im Radio ein Interview mit unserer Gastkuratorin gehört und wollte nur sichergehen, dass unsere geplante Ausstellung auch eine angemessene Ausgewogenheit erreichen und nicht zu einseitig werden würde. Was hatte meinen obersten Dienstherrn so beunruhigt? Der Norddeutsche Rundfunk war auf unser Forschungs- und Ausstellungsprojekt zur kolonialen Geschichte Flensburgs aufmerksam geworden, das wir anlässlich des 100. Jahrestages des Verkaufs der dänischen Kolonien in der Karibik an die Vereinigten Staaten für 2017 vorbereiteten. Dank einer Förderung der Kulturstiftung des Bundes war es uns gelungen, die jamaikanische Kulturanthropologin, Pan-Afrikanistin und Schwarze Aktivistin Imani Tafari-Ama für 18 Monate als Gastkuratorin nach Flensburg einzuladen. Gerade rund zwei Monate in Deutschland hatte sie in dem auf drei Minuten zusammengeschnittenen Interview ihre ersten Eindrücke von der Flensburger Erinnerungskultur geschildert. Ihrer Beobachtung nach würden in der Fördestadt der wirtschaftliche Profit des Zucker- und Rumhandels kaum mit dem Unrecht und der Gewalt der europäischen und damit auch dänischen Kolonialherrschaft in Verbindung gebracht, sondern zu einer goldenen Blütezeit verklärt. Auf der anderen Seite würden die Selbstbehauptung und der Widerstand der versklavten Menschen aus Afrika ignoriert und verschwiegen. Tafari-Amas kurzes Statement passte so gar nicht zur exotisch mit Palmen und Zuckerrohr garnierten Flensburger Erfolgsgeschichte tüchtiger Kaufleute und mutiger Kapitäne, die das Selbstbild der »Rum-Stadt« seit Jahrzehnten prägte. Dabei tat Tafari-Ama genau das, für das wir sie eingeladen und bei der Stadt Flensburg angestellt hatten: Sie eröffnete eine afro-karibische Perspektive auf den kolonialen Zucker- und Rumhandel Flensburgs mit Dänisch-Westindien im 18. und 19. Jahrhundert und die bis heute nachwirkenden Folgen des Kolonialismus. Dieser dekolonisierende Perspektivwechsel erschien uns, dem damaligen Team des Flensburger Schifffahrtsmuseums, notwendig, um die eurozentrische Sichtweise des lokalen Geschichtsnarrativs aufzubrechen und zu hinterfragen, an dem das Schifffahrtsmuseum selbst mit seinen Ausstellungen, Publikationen und

¹ Grundlegend überarbeitete und erweiterte Fassung des Artikels »Kontaktzonen, Dritte Räume und empathische Orte. Zur gesellschaftlichen Verantwortung von Museen« in: HJK, 10/2019, S. 51–65.

Veranstaltungen zur »Westindienfahrt« und Rum-Geschichte Flensburgs in den letzten dreißig Jahren maßgeblichen Anteil hatte. War dieser Perspektivwechsel nun zu »einseitig« und drohte mit ihm der Verlust einer »angemessenen Ausgewogenheit« der Darstellung? Der Sorge des Oberbürgermeisters scheint die Annahme von der »Neutralität« der Museen zugrunde zu liegen. Museen sollten sich demnach moralisch-politisch nicht positionieren und auch zu vermeintlich schwierigen Themen keinen Standpunkt einnehmen, sondern lediglich nüchtern und »objektiv« sachliche Fakten präsentieren. Doch können Museen »neutral« sein? Und wäre das überhaupt wünschenswert?

Museumsaktivismus

Robert R. Janes und Richard Sandell bezeichnen die Vorstellung des neutralen Museums als Mythos und weisen auf die vielfältigen Verflechtungen, Abhängigkeiten, Erwartungen, Traditionen, Zwänge und Machtstrukturen hin, unter denen Museen und ihre Mitarbeiter:innen mit ihren Trägern, Förderern, Nutzer:innen, Interessensgruppen und Märkten in Beziehung stehen und die ihre Entscheidungen beeinflussen.² Janes kritisiert den Neutralitätsanspruch der Museen als »result of the museum's privileged position in society«³ und fordert, die Rolle der Museen als »social institutions« neu zu definieren.⁴ Janes und Sandell gehören zu den wichtigsten Vordenkern eines neuen Museums-Ethos, der sich anknüpfend an die Ansätze der Neuen Museologie der 1970er Jahre mit der gesellschaftlichen Relevanz und Verantwortung von Museen im 21. Jahrhundert auseinandersetzt und für eine Öffnung und Demokratisierung dieser immer noch als elitär wahrgenommenen und durchaus auch elitär handelnden Institutionen ausspricht. In den letzten zwei Jahrzehnten haben insbesondere im anglo-amerikanischen Raum Konzepte des Audience Development und der sozialen Inklusion zur Entwicklung einer Vielzahl experimenteller Teilnehmungsformate sowie einer verstärkten Hinwendung zu Gegenwartsthemen geführt. Der:die Museumsbesucher:in wurde verstärkt als aktive:r, im Web 2.0 sozialisierte:r *Museumsnutzer:in* erkannt und ernst genommen. Für das Selbstverständnis der Museen bedeutet dieser *participative turn*⁵ eine Verschiebung des Fokus von der Frage, *was* das Museum *wie* macht, hin zur Frage, *wozu* es das macht. So gesehen werden die traditionellen Kernaufgaben der Museen – Forschen, Sammeln, Bewahren, Interpretieren, Ausstellen – zum Mittel des eigentli-

2 Robert R. Janes/Richard Sandell: *Posterity Has Arrived. The Necessary Emergence of Museum Activism*. In: dies. (Hg.): *Museum Activism*. London/New York 2019, S. 1–21, hier S. 8.

3 Robert R. Janes: *The End of Neutrality. A Modest Manifesto*. In: *Informal Learning Review* 135 (2015), S. 3–8, hier S. 3.

4 Robert R. Janes: *The Mindful Museum*. In: *CURATOR* 53/3 (2010), S. 325–337, hier S. 326.

5 Vgl. *Graham Black: Meeting the Audience Challenge in the ›Age of Participation‹*. 2018. https://www.researchgate.net/publication/327507572_Meeting_the_audience_challenge_in_the_›Age_of_Participation› (21.4.2024).

chen Zwecks der Museen, den Sandell in ihrer Rolle als »agents of progressive social change« sieht.⁶ Dazu Janes und Sandell:

»Our central premise is that museums must move beyond their internal preoccupations and create visions and missions that address the big problems and the big questions. Questions such as *why* does your museum exist, *what* changes are you trying to effect, *what* solutions will you generate, and *what* are your non-negotiable values? In short, the museum must now become an institution of the commons – a resource belonging to and affecting the whole of a community.«⁷

Zu den großen Problemen und Fragen zählen sie drängende gesellschaftliche Themen wie soziale Gerechtigkeit, Menschenrechte, Dekolonisierung, Globalisierung, Klimawandel und Nachhaltigkeit. Janes und Sandell bezeichnen diese Form der gesellschaftlich engagierten Museumspraxis als »museum activism«, der auf der Basis ethisch begründeter Werte das Ziel hat, »to bring about political, social and environmental change.«⁸ Janes spricht an anderer Stelle von *intellektuellem Aktivismus*:

»Intellectual activism« is defined as activities that do not necessarily create new knowledge, but make existing knowledge more accessible, understandable, and useful to others [...]. Most importantly, intellectual activism creates the conditions for fresh discoveries through the conjunction of challenging ideas, or stimulates others to discover.«⁹

Aktivistische Museumsarbeit erhebt demnach nicht den vermessenen Anspruch, die drängenden Probleme und Fragen unserer Zeit zu lösen. Vielmehr geht es um das bisher kaum entwickelte Potential, die Museen als *zivilgesellschaftliche Orte* zu erschließen, als »civil society spaces where substantive issues can be aired, discussed and acted upon«.¹⁰ Dazu zählt immer häufiger auch die Suche nach einer angemessenen Sprache und die Arbeit an Perspektiven, Begriffen und Sprachgebräuchen – unter anderem auch, um zum Verlernen von Rassismen und kolonialistischer Sprache beizutragen. Solche (Ver-)Lernprozesse sind vor allem in institutionellen Kontexten zum Teil langwierig und müssen verinnerlichte und eingeschriebene Muster erst aufbrechen, bevor sich eine neue, diskriminierungskritische Sprache

6 Sandell zitiert in: Richard Sandell/Eithne Nightingale (Hg.): *Museums, Equality and Social Justice*. London/New York 2012, S. 1. Vgl. auch Janes/Sandell 2019, S. 8.

7 Janes/Sandell wie Anm. 2, S. 17.

8 Ebd., S. 1. Die verstärkte Betonung der Werteorientierung der musealen Arbeit spiegelt sich auch in der 2022 verabschiedeten neuen ICOM-Museumsdefinition wider (<https://icom-deutschland.de/de/component/content/category/31-museumsdefinition.html?Itemid=114>, 21.4.2024) sowie davon abgeleitet in den 2023 grundlegend überarbeiteten, vom Deutschen Museumsbund, ICOM Deutschland und der Konferenz der Museumsberatungsstellen in den Ländern herausgegebenen »Standards für Museen« (Berlin 2023).

9 Janes, wie Anm. 3, S. 7.

10 Ebd., S. 5.

etablieren kann. Sandell und Jocelyn Dodd beschreiben Museen in diesem Sinne als offene, diskursive Lernorte:

»Museums [...] might most appropriately be understood not as sites of moral coercion but rather as learning environments in which infinitely diverse meanings can be constructed; but meanings which are generated out of engagement with a set of credible, authentic and ethically informed resources.«¹¹

In dieser Betrachtung findet die von James Clifford eingeführte Idee des Museums als Kontaktzone ihren Widerhall.¹² Clifford bezieht sich hier auf einen Begriff von Mary Louise Pratt, die *contact zones* als soziale Orte beschreibt, »where cultures meet, clash, and grapple with each other, often in contexts of highly asymmetrical relations of power, such as colonialism, slavery, or their aftermaths as they are lived out in many parts of the world today«.¹³ Mit Homi K. Bhabha lässt sich die *Kontaktzone* auch als *Dritter Raum* beschreiben, einem »Raum der Intervention«¹⁴, in dem die Komplexität *kultureller Differenzen* mit all ihren kontingenten Grenzen, Hybriditäten und Gleichzeitigkeiten aufeinander treffen und zum Ausdruck gebracht werden können.¹⁵

»Erst wenn wir verstehen, daß sämtliche kulturellen Aussagen und Systeme in diesem widersprüchlichen und ambivalenten Äußerungsraum konstruiert werden, begreifen wir allmählich, weshalb hierarchische Ansprüche auf die inhärente Ursprünglichkeit oder ›Reinheit‹ von Kulturen unhaltbar sind, und zwar schon bevor wir auf empirisch-historische Beispiele zurückgegriffen haben, die ihre Hybridität demonstrieren. [...] Eben jener Dritte Raum konstituiert, obwohl ›in sich‹ nicht repräsentierbar, die diskursiven Bedingungen der Äußerung, die dafür sorgen, daß die Bedeutung und die Symbole von Kultur nicht von Anfang an einheitlich und festgelegt sind und daß selbst ein und dieselben Zeichen neu belegt, übersetzt, rehistorisiert und gelesen werden können.«¹⁶

Clifford leitet aus der Idee der Kontaktzone, die durchaus auch eine Konfliktzone sein kann, konstruktiv die Vision des Museums als öffentlichen Ort der »collaboration, shared control, complex translation, and honest disagree-

11 Richard Sandell/Jocelyn Dodd: *Activist Practice*. In: Richard Sandell, Jocelyn Dood, Rosemarie Garland-Thomson (Hg.): *Re-Presenting Disability. Activism and Agency in the Museum*. London/New York 2010, S. 3–22, hier S. 20.

12 James Clifford: *Museums as Contact Zones*. In ders. (Hg.): *Routes: Travel and Translation in the Late Twentieth Century*. Cambridge, MA 1997, S. 188–219.

13 Mary Louise Pratt: *Arts of the Contact Zone*. In: David Bartholomae/Anthony Petrofsky (Hg.): *Ways of Reading*. New York 1999. <https://www.wabashcenter.wabash.edu/scholarship/arts-of-the-contact-zone-pdf/> (20.2.2025).

14 Homi K. Bhabha: *Die Verortung der Kultur*. Tübingen 2000, S. 12.

15 Vgl. ebd., S. 1–13 und 47–57.

16 Ebd., S. 57.

ment« ab.¹⁷ Bezugnehmend auf die postkoloniale Pädagogik von Gayatri Chakravorty Spivak weist Maria do Mar Castro Varela auf die Möglichkeit hin, »Räume des Denkens« zu schaffen, »die dissensfreundlich sind« und »Experimente zulassen«. Was hier dann entstehen kann, sind »Funken ›gewaltfreier Vermittlung«, bei der Dissens konstruktiv wahrgenommen wird und nicht Konsens die Erwartung darstellt.«¹⁸

Tatsächlich lassen sich in den verschiedenen Ansätzen außermusealer Kooperation, zivilgesellschaftlicher Partizipation, interkultureller Multivokalität sowie der geteilten oder gar übertragenen Autor:innenschaft, mit der Museen vermehrt experimentieren, *Kontaktzonen* dieser Art erkennen. Mehr denn je verstehen und öffnen sich Museen als Foren des Diskurses, des Dialogs, der Begegnung und des Austauschs, ja, durchaus auch der Konfrontation von Wissen, Ideen und Standpunkten. Übertragen auf das Museum stellt Bhabhas postkoloniales Konzept des Dritten Orts nicht nur die traditionell monologische Autorität der Museen grundlegend in Frage, sondern auch die Vorstellung vom Museum als vermeintlich *sicheren Ort (safe space)*. Lovisa Brown beschreibt, wie das Museum of African Diaspora in San Francisco erkannt hat, dass das Museum in dem Moment, in dem es sich Fragen Schwarzer Identität und des Rassismus hinwendet, keinen sicheren Ort mehr bieten kann. Zu konfliktreich, zum Teil zu traumatisch seien diese Themenfelder. »We offered instead a courageous space whereby vulnerability is acknowledged and where stumbling and wincing often occur as we move toward new understandings.«¹⁹ Maria Vlachou spricht in diesem Zusammenhang vom Museum als *empathetic space*, »that may help people deal with the discomfort brought about by encountering opposing views.«²⁰ Das Museum als empathischer Ort könnte einen Raum schaffen, der – fest verwurzelt in den Werten der Demokratie und Meinungsfreiheit – einen respektvollen Dialog und Austausch von verschiedenen Ideen, Vorstellungen, Erfahrungen und Emotionen – inklusive der des Museums – ermöglicht und der trotz Verunsicherung und Irritation für diese kulturelle Differenz sensibilisiert und einführend ihr Verstehen fördert.

Mit der Ausstellung »Rum, Schweiß und Tränen« haben wir versucht, das Flensburger Schifffahrtsmuseum in eine Kontaktzone zu verwandeln. Die Ausstellung eröffnete einen Dritten Raum, in dem die lokale Erinnerungskultur – getragen von den lokalen Besucher:innen, aber auch tief einge-

17 Clifford, wie Anm. 12, S. 208.

18 *Maria do Mar Castro Varela*: Verlernen und die Strategie des unsichtbaren Ausbeserns. Bildung und Postkoloniale Kritik. In: Bildpunkt. Zeitschrift der IG Bildende Kunst, Herbst 2007, o.S. <https://www.linksnet.de/artikel/20768> (25.4.2024).

19 *Lovisa Brown/Caren Gutierrez/Janine Okmin/Susan McCullough*: Desegregating Conversations about Race and Identity in Culturally Specific Museums. In: *Journal of Museum Education*, 42:2 (2017), S. 120–131, hier S. 125.

20 *Maria Vlachou*: Dividing Issues and Mission-Driven Activism. Museum Responses to Migration Policies and the Refugee Crisis. In: Robert R. Janes/Richard Sandell (Hg.): *Museum Activism*. London/New York 2019, S. 47–57, hier S. 54.

schrieben in die bestehenden Teile der Dauerausstellung zur Flensburger Kolonialgeschichte – auf die afro-karibische Perspektive der Kuratorin traf. Tafari-Ama riss eine Auswahl vor Ort vertrauter Objekte aus ihren eurozentrischen Deutungskontexten heraus, belegte, übersetzte und rehistorisierte im Sinne Bhabhas ihre Zeichenhaftigkeit neu und stellte so in der Konfrontation mit einer neuen Lesart eingeübte Gewissheiten und Selbstverständnisse zur Flensburger Geschichte als Hafen- und Handelsstadt und der darauf aufbauenden Identität grundlegend in Frage. Mit Spivak lässt sich Tafari-Amas Ansatz als eine Strategie des *Verlernens* bezeichnen, die im Kern der epistemologischen Kritik des *postcolonial turn* in den Kultur- und Sozialwissenschaften entspricht:

»Unlearning one's privilege by considering it as one's loss constitutes a double recognition. Our privileges, whatever they may be in terms of race, class, nationality, gender, and the like, may have prevented us from gaining a certain kind of other knowledge: not simply information that we have not yet received, but the knowledge that we are not equipped to understand by reason of our social position.«²¹

Spivak beschreibt einen dialektischen Prozess von Lernen und Verlernen²², in dem es, wie Nora Landkammer in ihrer umfangreichen Studie zur dekolonisierenden Bildung im ethnologischen Museum ausführt, darum geht, »sich aktiv nicht nur mit der kolonialen Geprägtheit des Wissens auseinanderzusetzen, sondern auch mit dem Nicht-Wissen«,²³ also »nicht nur hegemoniales Wissen zu verlernen, sondern an Wissenssysteme, Konzepte und Weltansichten anzuschließen, die von diesem unsichtbar gemacht und delegitimiert wurden.«²⁴ Am *postcolonial turn* lässt sich exemplarisch aufzeigen, wie geänderte Blickrichtungen und neue Fokussierungen nicht nur bestehendes Wissen und Selbstverständnisse in Frage stellen, sondern auch zu neuen Haltungen führen, mit denen sich auch die Institution Museum als lernende Organisation neu positioniert.

Zum postcolonial turn in den Kulturwissenschaften

Die Vorstellung des neutralen Museums ist nicht nur sozio-politisch fragwürdig, sondern auch epistemologisch. Museale Wissensproduktion und (Re-)Präsentationspraktiken basieren auf Theorien, Kategorien, Begriffen und Methoden, mit denen Welt erfasst und interpretiert wird. Deshalb ist es wichtig, dass sich auch Museen in ihrer Arbeit des Forschens, Sammelns, Bewahrens, Interpretierens und Ausstellens kontinuierlich selbst reflektieren und sich ihrer eigenen Rolle und Verantwortung als *Erzählende* bewusst

21 Spivak zitiert nach *Nora Landkammer*: *Das Museum verlernen? Kolonialität und Vermittlung in ethnologischen Museen*. Band 1: Eine Analyse gegenwärtiger Diskurse in einem konfliktreichen Praxisfeld. Wien 2021, S. 158.

22 Vgl. *Castro Varela*, wie Anm. 18, o.S.

23 *Landkammer*, wie Anm. 21, S. 160.

24 *Ebd.*, S. 232.

sind: Welchen Blick haben wir auf die Welt und welchen repräsentieren wir? Auch wenn hinter dem Handeln von Museen stets einzelne Personen mit ihrem individuellen Wissen, ihren individuellen Interessen, ihren individuellen Fragestellungen sowie ihrer individuellen Haltung stehen, betrachte ich in diesem Beitrag die Museen selbst als Akteure, die in ihrem Handeln systemisch durch Wissensbestände, Narrative, Erwartungen, Interessen und Ziele sowohl der eigenen Institution als auch ihrer verschiedenen Stakeholder in Politik, Verwaltung, Wissenschaft, Medien, Wirtschaft, Tourismus und nicht zuletzt Gesellschaft, Publikum und Communities geprägt sind. Die im Verlauf dieses Texts entfaltete Analyse verstehe ich daher ausdrücklich als eine Institutionskritik, die in einem fortlaufenden Diskurs zu verorten ist, in dem sich Sprache und Praktiken einerseits, Maßstäbe und (An-)Forderungen andererseits stets ändern.

Die Kultur- und Sozialwissenschaften sind seit den 1960er Jahren mit der Einführung neuer Leitvorstellungen und Kategorien, der Entwicklung neuer Theorien sowie der Herstellung neuer Bezüge und Kontexte von grundlegenden *Wenden* geprägt, die als *cultural turns* bezeichnet werden.²⁵ Doris Bachmann-Medick erklärt, dass von einem *turn* dann die Rede sein kann, »wenn der neue Forschungsfokus von der Gegenstandsebene neuartiger Untersuchungsfelder auf die Ebene der Analysekatégorien und Konzepte »umschlägt«, wenn er also nicht mehr nur neue Erkenntnisobjekte ausweist, sondern selbst zum Erkenntnismittel und -medium wird.«²⁶ Beim *postcolonial turn* bedeutet dies, dass *Kolonialismus* und *Dekolonisation* nicht länger mehr allein als beschreibende Begriffe historisch-politischer Epochen, Phänomene und Bewegungen verwendet werden, sondern im analytischen Konzept der *Kolonialität* aufgehen, das sich diskurskritisch mit dem »Weiterbestehen kolonialer Macht auf der Ebene von Wissenssystemen« auseinandersetzt²⁷ und so die »epistemische Gewalt« westlicher Wissens- und Repräsentationssysteme offenlegt und dekonstruiert.²⁸

Bereits in den 1970er Jahren hat der *reflexive turn* eine Krise der Repräsentation in der Kulturanthropologie ausgelöst. In der Folge wurde die selbstkritische Hinterfragung der eigenen Forschungspraxis hinsichtlich der Dimensionen von Macht, Ausgrenzung, Ungleichheit, Perspektivität und Autorität zentral für das Wissenschaftsverständnis der Kulturwissenschaften.²⁹ Daran anknüpfend bildete sich in den 1980er Jahren zunächst in den Literaturwis-

25 Zu nennen sind hier u. a. der *linguistic turn*, *interpretive turn*, *performative turn*, *reflexive turn*, *literary turn*, *iconic turn* oder *spatial turn*. Vgl. Doris Bachmann-Medick: *Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*. Reinbek bei Hamburg 2006.

26 *Bachmann-Medick*, wie Anm. 25, S. 26.

27 *Ebd.*, S. 40.

28 *Landkammer*, wie Anm. 21, S. 13. Vgl. auch *Bachmann-Medick*, wie Anm. 25, S. 190.

29 Vgl. *Martin Fuchs/Eberhard Berg* (Hg.): *Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation*. Frankfurt am Main 1995; *Bachmann-Medick*, wie Anm. 25, S. 144–183; *Thomas Overdick*: *Photographing Culture. Anschauung und Anschaulichkeit in der Ethnographie*. Zürich 2010, hier S. 114–123.

senschaften, kurz darauf auch in den Kultur- und Geschichtswissenschaften die Einsicht heraus, »dass koloniale Macht nicht nur ökonomisch, sondern auch diskursiv über das (westliche) Wissenssystem ausgeübt wurde und noch immer wird.«³⁰ Koloniale Macht wirkt also als koloniales Erbe sowohl in den dominanten akademischen Diskursen von Forschung und Lehre mit ihren spezifischen Erklärungsmodellen und Begriffen fort, als auch in den angewandten Formen des Wissens und der Erinnerungskultur in Schulen, Medien, Bibliotheken, Archiven und nicht zuletzt Museen. Ulrike Schaper bezeichnet postkoloniale Ansätze daher ausdrücklich als »wissenschaftspolitisches Projekt«.³¹

In seinem Buch »Orientalism«, einem der wegweisenden Texte des *post-colonial turn*, analysiert Edward Said die westlichen Vorstellungen und Repräsentationen von der Kultur und Geschichte »des Orients« und zeigt auf, wie die kolonialen Machtausübungen über Territorien, Menschen und Ökonomien auch mit der »Vereinnahmung und Homogenisierung von Geschichtsdarstellungen aufrechterhalten werden.«³² Die verengte Perspektive der Kultur-, Sozial- und Geschichtswissenschaften wurde nicht nur »in der disziplinären Struktur des Wissens institutionalisiert«, so Sebastian Conrad und Shalini Randeria, sondern »beherrscht seitdem das begriffliche Vokabular und den theoretischen Rahmen dieser Disziplinen.«³³ Die Antwort der postkolonialen Kritik lässt sich mit Dipesh Chakrabarty in der Forderung zusammenfassen, Europa zu »provinzialisieren«³⁴. Die Infragestellung des Absolutheitsanspruchs der Geschichte Europas als »Meistererzählung«³⁵ öffnet den Zugang zu einer globalen *Verflechtungsgeschichte* mit ihren unauflösbaren transnationalen Abhängigkeiten, Beziehungen, Gemeinsamkeiten, Überlagerungen, Asymmetrien, Interaktionen, Einflüssen und Austauschprozessen, die es vielstimmig und multiperspektivisch zu erzählen gilt.³⁶ Stuart Hall weist darauf hin, dass erst das Verständnis der Geschichte

30 *Bachmann-Medick*, wie Anm. 25, S. 187.

31 *Ulrike Schaper*: Deutsche Kolonialgeschichte postkolonial schreiben: Was heißt das? In: *Aus Politik und Zeitgeschichte: Deutsche Kolonialgeschichte*. Zeitschrift der Bundeszentrale für politische Bildung, 69. Jg. 40–42/2019, S. 11–16, hier S. 15.

32 Said zitiert nach *Fernando Coronil*: *Jenseits des Okzidentalismus*. Unterwegs zu nicht-imperialen geohistorischen Kategorien. In: Sebastian Conrad/Shalini Randeria (Hg.): *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*. Frankfurt/New York 2002, S. 177–218, hier S. 183. Die deutsche Übersetzung des Buchs erschien erstmals 1981; *Edward Said*: *Orientalismus*. Frankfurt am Main 1981.

33 *Sebastian Conrad/Shalini Randeria* (Hg.): *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*. Frankfurt/New York 2002, S. 11, Hervorhebung TO.

34 *Dipesh Chakrabarty*: *Europa provinzialisieren*. Postkolonialität und die Kritik der Geschichte. In: Conrad/Randeria, wie Anm. 33, S. 283–312.

35 *Ebd.*, S. 283.

36 *Vgl. Conrad/Randeria*, wie Anm. 33, S. 17–22.

als *entanglement* die alte Vorstellung von der »binären Opposition kolonisierend/kolonisiert« auflöst.³⁷ Tatsächlich besteht für Hall

»eine der wichtigsten Leistungen des Begriffs ›postkolonial‹ darin, unsere Aufmerksamkeit darauf zu lenken, daß die Kolonisierung den Gesellschaften der imperialen Metropole in vielerlei Hinsicht keineswegs äußerlich war. Sie war stets tief in sie eingeschrieben – wie sie sich auch unauslöschlich in die Kulturen der Kolonisierten eingeschrieben hat.«³⁸

Sidney Wilfred Mintz hat diesen Ansatz in seiner grundlegenden, 1985 erstmals erschienen Studie »Sweetness and Power« zur Kulturgeschichte des Zuckers umfassend umgesetzt. Einführend erklärt er dazu, dass aus karibischer Perspektive die koloniale Geschichte zwangsläufig in ihren global verflochtenen Macht- und gegenseitigen Abhängigkeitsverhältnissen verstanden werden muss: »A view that excludes the linkage between metropolis and colony by choosing one perspective and ignoring the other is necessarily incomplete.«³⁹ Die Erkenntnis der *entangled history* sensibilisiert also auf der einen Seite für die Handlungsmächtigkeit (*agency*) der Kolonisierten. Formen der Widerständigkeit oder der Transkulturation waren bisher weitgehend blinde Flecken der Kolonialgeschichtsschreibung. Alternative Wissensformen mündlicher Überlieferungen etwa zur kollektiven Erfahrung intergenerationaler Traumata von Entwurzelung und Versklavung können der eurozentrierten Überlieferung kolonialer Archivbestände entgegenwirken.⁴⁰ Auf der anderen Seite machen postkoloniale Perspektiven die Auswirkungen der Kolonisierung auf die Kolonisierenden sichtbar. Auf diese Weise werden sowohl Mechanismen und Politiken der dominanten Erinnerungskultur deutlich, die häufig mit Metaphern wie *koloniale Nostalgie*, *koloniale Amnesie* oder *koloniale Aphasie* beschrieben werden, als auch der tief verwurzelte strukturelle Rassismus der Gesellschaften im globalen Norden erklärbar. Aimé Césaire wies bereits 1950/55 eindringlich darauf hin,

»dass niemand schuldlos kolonisiert, dass auch niemand ungestraft kolonisiert; dass eine Nation, die kolonisiert, dass eine Zivilisation, welche die Kolonisation – also die Gewalt – rechtfertigt, bereits eine kranke Zivilisation, eine moralisch angefaulte Zivilisation ist.«⁴¹

Er kennzeichnet in seiner als Rede verfassten Streitschrift die Kolonisierung als ein System der »Verdinglichung«, das auf »Verachtung«, »Zwang, Brutalität, Grausamkeit, Sadismus« sowie »Einschüchterung«, und »Anmaßung«

37 Stuart Hall: Wann gab es das »Postkoloniale«? Denken an der Grenze. In: Conrad/Randeria, wie Anm. 33, S. 219–246, hier S. 226.

38 Ebd.

39 Sidney W. Mintz: Sweetness and Power. The Place of Sugar in Modern History. New York 1986, S. XVI.

40 Vgl. Jeannette A. Bastian: Owing Memory. How a Caribbean Community Lost Its Archives and Found Its History. Westport, Conn., 2003.

41 Aimé Césaire: Über den Kolonialismus. Berlin 2017, S. 33.

begründet ist.⁴² Als 2017 die neu übersetzte und kommentierte Neuausgabe Césaires Buch erschien, attestierten die Feuilletons dem Essay des afro-karibischen Schriftstellers eine geradezu erschreckende »neue Aktualität«.⁴³ Der *postcolonial turn* hat also den akademischen Diskursraum verlassen, wo er in der deutschsprachigen Kulturforschung Ende der 1990er in Gang gekommen war. Zeitgleich wurden die von zivilgesellschaftlicher Seite erhobenen Forderungen nach einer dekolonisierenden Erinnerungskultur – insbesondere in Hamburg, Berlin und Bremen – langsam politisch wahr- und ernstgenommen. Im Zuge der Kontroversen und Debatten um das Humboldt Forum Berlin, den Umgang mit Sammlungsgut aus kolonialen Kontexten in den ethnologischen Museen Europas und Nordamerikas sowie schließlich der antirassistischen Proteste der Black-Lives-Matter-Bewegung ist der Diskurs mittlerweile in der Mitte der Gesellschaft angekommen und wird in Deutschland sowohl auf Bundes- als auch Länderebene erinnerungspolitisch verhandelt. An dieser Stelle wird die gesellschaftspolitische Relevanz des *postcolonial turn* deutlich, der mit seiner Analysekategorie der Kolonialität einen wichtigen Beitrag zum Verständnis der Geschichte und Gegenwart unserer globalisierten Welt leistet und Perspektiven zur Gestaltung unserer Zukunft aufzeigt. Im Folgenden zeige ich am Beispiel des Flensburger Schifffahrtsmuseum auf, wie sich ein Museum im Zuge dieses *turn* verändern kann und gleichzeitig selbst zu dem Wandel beiträgt. Das Schifffahrtsmuseum ist in seiner Auseinandersetzung mit städtischer Kolonialgeschichte also nicht als Einzelfall zu betrachten. Vielmehr wird hier das in dieser Zeit allgemeine Phänomen *kolonialer Aphasie* deutscher, dänischer, ja, und europäischer Stadt- und Regionalmuseen sichtbar.

Kolonialität als blinder Fleck der Flensburger Stadtgeschichtsschreibung

Die Flensburger Geschichte ist untrennbar mit der europäisch-dänisch-afrikanisch-karibischen Kolonialgeschichte verflochten. Nachdem die karibischen Jungferninseln St. Thomas, St. Jan (St. John) und St. Croix über 80 Jahre im Besitz der Kopenhagener Westindisch-Guineischen Kompagnie waren, übernahm König Frederik V. 1755 die Herrschaft über die Inseln. Mit dem Status als dänische Kronkolonie wurde der Handel mit den Kolonien allen Untertanen in den dänisch regierten Staaten freigegeben. Die Flensburger Kaufmannschaft erkannte das wirtschaftliche Potential dieses Handelsprivilegs und investierte umgehend in den Aufbau dieses neuen, lukrativen Geschäfts. Der Handel mit kolonialen Waren wie Zucker, Rum, Tropenholz, Baumwolle und Indigo erlangte für die wirtschaftliche Entwicklung der Stadt schnell große Bedeutung. Zahlreiche erhaltene Gebäude aus dem 18. und 19. Jahrhundert zeugen noch heute in ihrer Pracht und Größe

42 Ebd., S. 36–38.

43 Andreas Eckert zitiert in: *Jochen Stöckmann*: Der Begründer der »Négritude«-Literatur. Zehnter Todestag von Aimé Césaire. Beitrag in der Reihe Kalenderblatt des Deutschlandfunks am 17.4.2018. <https://www.deutschlandfunk.de/zehnter-todestag-von-aime-cesaire-der-begruender-der-100.html> (07.5.2024).

von den kolonialen Beziehungen und Profiten Flensburgs. In der kollektiven Erinnerung der Stadt ist diese Zeit als »Blütezeit« präsent, die mit dem jährlich stattfindenden Hafenfest der Rum-Regatta gefeiert wird und in der touristischen Selbstdarstellung und Vermarktung eine wichtige Rolle als Alleinstellungsmerkmal spielt.

Die »Westindienfahrt« ist ein zentraler Topos der Flensburger Stadtgeschichtsschreibung. Prägend dafür ist bis heute – nicht zuletzt aufgrund ihrer beachtlichen Quellenzahl – die Studie von Theodor Link über »Flensburgs Überseehandel von 1755 bis 1807«, die 1959 in der Schriftenreihe der Gesellschaft für Flensburger Stadtgeschichte erschienen ist.⁴⁴ Link arbeitet hier detailliert die »führende Stellung Flensburgs im dänischen Kolonialhandel«⁴⁵ heraus, die die Stadt im 18. Jahrhundert insbesondere durch den Handel mit Zucker erlangt hat. Den Kolonialismus nimmt er dabei als gegebenes Element der merkantilistischen Wirtschaftspolitik hin, die auch Dänemark im Zeitalter des Absolutismus verfolgte, und beschreibt die imperialistische Expansion und Kolonialherrschaft Europas als günstige Rahmenbedingung für den Handel. Auffallend ist, dass Link im Zusammenhang mit den Flensburger Aktivitäten und Unternehmungen meist vom »Überseehandel«, »Transatlantikhandel«, »transatlantischen Handel« oder »Westindienhandel« spricht.⁴⁶ Nur selten nutzt er den Begriff »Kolonialhandel«, und wenn, dann in der Verbindung mit der staatlichen Zuschreibung, die den Handel als »dänischen Kolonialhandel«⁴⁷ kennzeichnet. In seinen umfangreichen Ausführungen zur Entwicklung des Flensburger Überseehandels und zu den Einflüssen der dänischen Handelspolitik entwirft Link ein heroisches Bild der Flensburger Kaufmannschaft. Bereits einleitend unterstreicht er, dass »Handel und Seefahrt (...) die hervortretendsten Wesenszüge einer Seehandelsstadt« sind, die sich nur durch eine »vom Kaufmannsgeist und Wagemut beseelte Bürgerschaft« entwickeln können.⁴⁸ Und an anderer Stelle schreibt er mit ähnlich bewunderndem Pathos: »Für den westindischen Kaufmann selbst (...) waren seine Unternehmungen Ausdruck und Beweis kaufmännischer Umsicht und Leistung, die ihn mit Stolz aussprechen ließen: ›... dieser Handel beweist aber auch, daß es den Flensburgern nicht an der Neigung zum Handel fehlet ...‹«⁴⁹

Links Buch bestimmt den Blick und Ton der Flensburger Regionalforschung der folgenden Jahrzehnte. So konzentriert sich etwa Hans-Friedrich Schütt 1966 auf das unternehmerische Wagnis des Überseehandels, wenn er konstatiert: »Die Westindienfahrt erforderte viel Kapital und war sehr schwierig,

44 *Theodor Link*: Flensburgs Überseehandel von 1755 bis 1807. Seine wirtschaftliche und politische Bedeutung im Rahmen des dänisch-norwegischen Seehandels. Neumünster 1959.

45 Ebd., S. 264.

46 Vgl. u. a. Buchtitel sowie Kapitelüberschriften, ebd. S. 1 und S. 9.

47 Ebd., S. 55.

48 Ebd., S. 13.

49 Ebd., S. 95.

d.h. sie barg große Risiken in sich.«⁵⁰ Und 1984 schreibt Gerd Vaagt im Rahmen einer kleinen Schrift zum 700-jährigen Stadtjubiläum Flensburgs: »Als aber 1755 die Westindienfahrt freigegeben wurde, ergriffen kapitalstarke und wagemutige Kaufherren die Gelegenheit und schickten kontinuierlich ihre Schiffe auf die weite und risikoreiche Fahrt, um Zucker, Rum, Kaffee, Tabak, Baumwolle, Färb- und Edelhölzer u. a. zu holen.«⁵¹

Flensburgs Beteiligung am Kolonialismus wurde also über Jahrzehnte als reine Wirtschaftsgeschichte betrachtet, die ihr Hauptaugenmerk eurozentrisch auf den Wohlstand richtet, den der Kolonialhandel der Fördestadt bescherte. Die Flensburger Kaufleute werden als mutig, geschäftstüchtig und tugendhaft dargestellt, ihr Handel als reiner Warenhandel. Obwohl Christian Degn bereits 1974 eine fundierte Untersuchung über den Kaufmann, Sklavenhändler und Sklavenhalter Heinrich Carl von Schimmelman und seine Rolle im atlantischen Dreieckshandel Dänemarks vorgelegt hat⁵², wurden die Voraussetzungen und Bedingungen, unter denen die kolonialen Waren produziert wurden – Menschenhandel, Sklaverei, Ausbeutung, Entrechtung, Gewalt, Rassismus, Entmenschlichung –, sowie die Flensburger Beteiligung am transatlantischen Versklavungshandel in Teilen relativiert, ausgeblendet, mitunter entinnert. So schreibt Vaagt in einem Aufsatz aus dem Jahr 1999: »An dem Sklavenhandel nahmen die Flensburger Kaufleute (...) prinzipiell nicht teil. Ihre Hinfracht nach Westindien bestand aus Versorgungsgütern aller Art, die in Flensburg oder in Flensburgs Hinterland angekauft, z.T. auch im eigenen Betrieb hergestellt wurden.«⁵³ Zwar ist es korrekt, dass Flensburger Kaufleute nicht direkt am Menschenhandel beteiligt waren. Um sicherzustellen, dass stets genügend Arbeiter auf den Plantagen der Inseln vorhanden waren, blieb der dänische Versklavungshandel von den 1650er Jahren bis zu seinem Verbot 1803 ein Monopol des Staates, der den Handel und Transport über verschiedene konzessionierte Handelsgesellschaften und Einzelunternehmer abwickelte.⁵⁴ Dessen ungeachtet können die einzelnen Achsen des transatlantischen Dreieckshandel jedoch nicht unabhängig voneinander betrachtet werden. Die Versorgung der Kolonien mit Lebensmitteln und Bedarfsgütern war die von Kopenhagen vorgeschriebene Bedin-

50 *Gesellschaft für Flensburger Stadtgeschichte* (Hg.): Flensburg. Geschichte einer Grenzstadt. Flensburg 1966, S. 190.

51 *Gesellschaft für Flensburger Stadtgeschichte* (Hg.): 700 Jahre Stadt Flensburg. 1284–1984. Eine kleine Stadtgeschichte zur Ausstellung im Städtischen Museum Herbst 1984. Flensburg 1984, S. 84.

52 *Christian Degn*: Die Schimmelmans im atlantischen Dreieckshandel. Gewinn und Gewissen. Neumünster 1974.

53 *Gerd Vaagt*: Westindienfahrt und Westindienhandel. In: Flensburg in Bild und Wort. Von den Anfängen bis zum 20. Jahrhundert. Hrsg. von der Gesellschaft für Flensburger Stadtgeschichte. Flensburg 2003, S. 27.1–27.16, S. 27.13.

54 Vgl. *Scott Stawski*: Denmark's Veiled Role in Slavery in the Americas: The Impact of the Danish West Indies on the Transatlantic Slave Trade. Master's thesis, Harvard Extension School, 2018. <https://nrs.harvard.edu/URN-3:HUL.INSTREPOS:37365426> (11.5.2024), S. 32–50.

gung für die Beteiligung am Überseehandel mit den Dänisch-Westindischen Inseln und diente schlicht der Aufrechterhaltung der Plantagenwirtschaft. Flensburger Kaufleute waren also nicht nur Profiteure des Dreieckshandels, sondern Akteure im Gesamtsystem, das auf der Zwangsarbeit verschleppter und versklavter Menschen aus Afrika basierte. Die viel beachteten, typisch gelben Flensburger Ziegelsteine, die die historische Kolonialarchitektur der heutigen U.S. Virgin Islands immer noch prägen, waren keine bloße Beiladung als Ballast für die Hinfahrt, sondern wichtiges Baumaterial, mit denen die Kolonie buchstäblich errichtet und ausgebaut wurde. Klar sichtbar wird die Flensburger Verflechtung zum Beispiel in einer Frachtliste über die im Jahre 1824 von Kapitän Frerk Hansen mit der Brigg GENIUS nach St. Croix geführten Landesprodukte und Fabrikate, die unter anderem 236 Ellen »Negertuch« beinhaltet.⁵⁵ Auch wurde – ähnlich wie in anderen Städten im dänischen Gesamtstaat – in Flensburger Kirchen während der Gottesdienste zur Beteiligung am Sklavenhandel aufgerufen.⁵⁶ So verwundert es nicht, dass Catharina Lüden in ihrer bereits 1983 veröffentlichten Studie über die Sklavenfahrt mit Seeleuten aus Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck im 18. Jahrhundert zahlreiche Namen Flensburger Seeleute nachweist, die als Matrosen, Zimmermänner oder Steuermänner an Menschentransporten der Mittelburgschen Commerce Compagnie teilgenommen haben.⁵⁷ Deutliche Worte findet Christopher Nwanaga für diese lange Zeit ignorierte oder verdrängte Beteiligung:

»Schleswig-holsteinische Kapitäne, Seeleute und Kaufleute sind Zeitzeugen eines der größten Verbrechen der weißen Rasse gewesen. Wenn auf den Grabsteinen oder in den Sterberegistern in Flensburg und Umgebung ›Westindienfahrer‹, ›Angolafahrer‹ oder ›Guineafahrer‹ steht, so kann man davon ausgehen, daß der Verstorbene auf der Sklavenroute tätig war.«⁵⁸

Nwanagas Beitrag zur Beteiligung Flensburgs am transatlantischen Dreieckshandel ist 1999 als Exkurs in dem von Heiko Möhle herausgegebenen, für die Aufarbeitung der Hamburger Kolonialgeschichte wegweisenden Sammelband »Branntwein, Bibeln und Bananen« erschienen.⁵⁹ Der Text dürfte die erste wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem kolonialen Erbe Flensburgs sein, die die Geschichte des Flensburger Zucker- und Rum-

55 Liste über die im Jahre 1824 von Kapitän Frerk Hansen mit der Brigg GENIUS nach St. Croix geführten Landesprodukte und Fabrikate, FlSta A 123 (Flensburger Stadtarchiv).

56 Vgl. *Catharina Lüden*: Sklavenfahrt mit Seeleuten aus Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck im 18. Jahrhundert. Heide 1983, S. 66.

57 Ebd., S. 41–56.

58 *Christopher Nwanaga*: Flensburg im Transatlantischen Dreieckshandel. In: Heiko Möhle (Hg.): *Branntwein, Bibeln und Bananen*. Der deutsche Kolonialismus in Afrika. Eine Spurensuche. Berlin/Hamburg 2011 (1999), S. 15–16, hier S. 15.

59 *Heiko Möhle* (Hg.): *Branntwein, Bibeln und Bananen*. Der deutsche Kolonialismus in Afrika. Eine Spurensuche. Berlin/Hamburg 2011 (1999).

handels als globale Verflechtungsgeschichte betrachtet. Nwanaga stammt aus Nigeria und engagierte sich in den späten 1990ern und frühen 2000ern Jahren für eine kritische Aufarbeitung der Flensburger Kolonialgeschichte. Er war Vorsitzender der African Social and Cultural Union und Mitglied der Afrika AG Flensburg. Gemeinsam mit anderen Flensburger:innen afrikanischer Herkunft erarbeitete er eine Wanderausstellung für Schulen, die sich mit Schleswig-Holsteins Rolle im Versklavungshandel in Verbindung mit aktuellen rassistischen Strukturen auseinandersetzte. Ähnlich wie in den Metropolen Hamburg, Berlin oder Bremen kam also auch in Flensburg der erste Anstoß zur kritischen Aufarbeitung des kolonialen Erbes aus der Zivilgesellschaft. Ein Bericht des 2019 gegründeten Netzwerkes *Flensburg postkolonial* bestätigt dies: »Insbesondere Schwarze, afrikanische, afrodeutsche und afrodiasporische Menschen haben dieses Thema – wie auch anderswo – schon lange vor den etablierten Institutionen und kulturellen Einrichtungen der Stadtgesellschaft thematisiert.«⁶⁰ Die Initiativen trugen den *postcolonial turn* aus den Universitäten in die erinnerungspolitischen Diskurse der Stadtgesellschaften. So fordert auch Nwanaga ein grundlegendes Neudenken der bisherigen eurozentrierten Kolonialgeschichtsschreibung:

»Wir Afrikaner haben vieles gelesen, was europäische Geschichtsschreiber zu diesem Thema berichten. Aus unserer Sicht ist es unwesentlich, wie hoch der Kaufpreis für einen Afrikaner war oder exakt wie viele Millionen Afrikaner durch den Sklavenhandel umkamen. Der sogenannte Dreieckshandel hat tiefe Spuren in Afrika hinterlassen; die Sklaverei ist das schlimmste Verbrechen der Menschheit, und praktisch alle Schwarzen leiden noch heute unter der verheerenden Zerstörung der afrikanischen Kulturen, Wirtschaft und Souveränität. Der Anspruch auf Gleichberechtigung wurde uns in der rassistischen Ideologie der Sklavenhaltergesellschaften völlig abgesprochen und ist noch heute die Wurzel des tief sitzenden Rassismus, der uns überall begegnet. Dieses Kapitel der Geschichte kann nicht von westlichen Historikern geschrieben werden, sondern nur von den Betroffenen des afrikanischen Völkermords.«⁶¹

Während in Hamburg, Berlin oder Bremen diese Initiativen mit Beharrlichkeit und Ausdauer ab Mitte der 2010er Jahre langsam Gehör fanden und so diese Städte dazu bewogen, ihr koloniales Erbe kritisch aufzuarbeiten, blieb das Engagement von Nwanaga und der Afrika AG Flensburg eher folgenlos. Seine Positionen finden in der institutionellen Stadtgeschichtsschreibung (Museum, Stadtarchiv) keine Resonanz, die lokalen Medien berichten kaum

60 Flensburg postkolonial: Zwischenbilanz. Gespräche über Flensburgs koloniales Erbe – Ein Bericht vom 14. Dezember 2022. <https://flensburg-postkolonial.de/gespraeche-ueber-flensburgs-koloniales-erbe-ein-bericht/> (11.5.2024).

61 Nwanaga, wie Anm. 58, S. 16.

über die Wanderausstellung. Erst heute wird sein Artikel von einer neuen Generation von Wissenschaftler:innen wiederentdeckt und gewürdigt.⁶²

Schwarze Perspektiven auf die Kolonialgeschichte fehlen auch in dem Ausstellungskatalog »Sklaven, Zucker, Rum«, den die Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek 1994 herausgegeben hat.⁶³ Der Band ist die erste umfassende deutschsprachige Darstellung der Rolle Dänemarks und Schleswig-Holsteins im transatlantischen Versklavungshandel, der Sklaverei und dem europäischen Beitrag für ihre Abschaffung. Flensburg ist unter der Überschrift »Profit in Flensburg« ein eigenes (Ausstellungs-)Kapitel gewidmet, das zahlreiche Objekte aus der Sammlung des Flensburger Schifffahrtsmuseums präsentiert. Darüber hinaus eröffnen verschiedene Berichte aus dem 18. Jahrhundert Einblicke in die zeitgenössische europäisch-dänische Wahrnehmung und Auseinandersetzung mit der Sklaverei und der Plantagenwirtschaft und deren rassistischer Rechtfertigung. Neben der Erschließung einer Auswahl wichtiger historischer Quellen ist das große Verdienst des Katalogs die Rezeption einer Vielzahl dänischer Studien und Untersuchungen zur Geschichte Dänisch-Westindiens. Diese Stärke ist jedoch aus heutiger Sicht zugleich auch die Schwäche des Bandes. Denn bei genauem Studium des umfangreichen Literaturverzeichnisses fällt auf, dass mit der Aufsatzsammlung »Slave Society in the Danish West Indies« von Neville A. T. Hall lediglich ein afrokaribischer Autor vertreten ist.⁶⁴ Im Katalogtext ist die Rezeption des Buchs nicht erkennbar, obwohl Halls grundlegende historische-soziologische Analyse der Komplexität der Sklavengesellschaft in Dänisch-Westindien mit ihren unterschiedlichen Graden der Freiheit ein Schlüsseltext der postkolonialen Studien zur Geschichte der Karibik ist. Barry W. Higman würdigt Halls Verdienst wie folgt: »Hall viewed slavery and slaves as central to the entire colonial community, rather than objects easily abstracted from the larger history.«⁶⁵

62 Vgl. *Inken Carstensen-Egwuom*: Kolonialität von Zuckerrohr. Plantagenökonomie, racial capitalism und Erkundungen reparativer Gerechtigkeit. In: Sybille Bauriedl/*Inken Carstensen-Egwuom* (Hg.): *Geographien der Kolonialität. Geschichten globaler Ungleichheitsverhältnisse der Gegenwart*. Bielefeld 2023, S. 217–244, hier S. 230.

63 *Dieter Lohmeier*: Sklaven, Zucker, Rum. Dänemark und Schleswig-Holstein im Atlantischen Dreieckshandel. Ausstellung der Schleswig-Holsteinischen Landesbibliothek, 20. Februar bis 10. April 1994. Heide in Holstein, 1994.

64 *Neville A. T. Hall*: *Slave Society in the Danish West Indies*. Jamaica 1992. Ich selbst habe die Bedeutung des Buches erst im Rahmen der Konzeptentwicklung für das Ausstellungsprojekt »Rum, Schweiß und Tränen« erkannt und dann online ein Exemplar für die Museumsbibliothek erworben. Meine Kollegin Susanne Grigull hat kurz zuvor im Rahmen einer privaten Reise auf die U.S. Virgin Islands eine Reihe lokalhistorischer Literatur mitgebracht. Dies zeigt, dass die Rezeption afrokaribischer Literatur zur Kolonialgeschichte Dänisch-Westindiens nicht nur eine Frage der Wahrnehmung ist, sondern auch der Zugänglichkeit.

65 Higman zitiert in: Yuchen A. Moodies Erinnerung an den 1986 verstorbenen Neville A. T. Hall, *The K.C. Times*, June 2016 Volume 13, <https://www.kctimes.org/articles.aspx?articleid=1788&kcedtn=1034> (11.5.2024).

Die hier nur grob skizzierten Topoi und Narrative der Flensburger Geschichtsschreibung sind nicht untypisch. Die Praxis städtischer Historiographie, »die eine imperiale Ausbeutungsgeschichte als Erfolgsgeschichte fest-schreibt, findet sich«, so Sybille Bauriedl und Inken Carstensen-Egwuom, »in vielen Regierungs- und Hafenstädten der kolonialen Zentren Europas«. ⁶⁶ Eine postkoloniale Wende hat erst langsam in den letzten zehn Jahren eingesetzt. Vorreiter waren hier Städte wie Liverpool, London, Bristol, Nantes, Hamburg, Berlin oder Bremen. Für die Kolonialgeschichte Flensburgs markiert der von Marco Petersen 2018 herausgegebene, umfangreiche Sammelband »Sønderjylland-Schleswig Kolonial« diese Wende, der erstmals dezidiert den Blick auf das Erbe des Kolonialismus in Flensburg und der Region Sønderjylland-Schleswig eröffnet. ⁶⁷

Kolonialität als blinder Fleck im Flensburger Schifffahrtsmuseum

Das umrissene Narrativ der »wirtschaftlichen Blütezeit« der städtischen Geschichtsschreibung prägt auch lange Zeit die Repräsentation des kolonialen Erbes im Flensburger Schifffahrtsmuseum. Im Mittelpunkt der ersten Dauerausstellung des 1984 eröffneten Schifffahrtsmuseums stehen die Kaufleute, die, wie im Bildführer des Museums zu lesen ist, »Flensburgs Handel immer wieder nach wirtschaftlichen Flauten (...) mit unternehmerischem Mut auf neue Wege brachten.« ⁶⁸ Entsprechend wird gleich im Erdgeschoss in einem Saaltext über »Flensburger Kaufleute und Reeder bis 1850« auf die großen Investitionen in Schiffe und Ausrüstung hingewiesen, die für die ab Mitte des 18. Jahrhunderts einsetzende »Frachtfahrt nach Westindien« notwendig waren. ⁶⁹ Präsentiert werden dazu die Porträtgemälde der Flensburger Kaufleute und Reeder Andreas Christiansen (1743–1811), Heinrich Carstensen Jensen (1789–1860) und Peter Petersen-Schmidt (1774–1844). Ein Stockwerk höher wird das Thema »Westindienhandel« beziehungsweise »Westindienfahrt« vertieft. Der Saaltext erklärt einleitend, dass mit der »Inbesitznahme« der westindischen Inseln für Dänemark ein »einträglicher Überseehandel« begann. Bedauern wird den europäischen Opfern der ersten Kolonisationsversuche ausgedrückt, die die klimatischen Bedingungen in der Karibik nicht überlebt hätten. Die »Versklavung afrikanischer Neger als Arbeitskräfte« wird als »Ausweg« beschrieben, um die Inseln zu kultivieren. In wenigen Sätzen folgt eine knappe, schematische Beschreibung des dänischen Sklavenhandels, der mit der Feststellung endet: »1848 wurde die

66 Sybille Bauriedl/Inken Carstensen-Egwuom: Perspektiven auf Geographien der Kolonialität. In: dies. (Hg.): Geographien der Kolonialität. Geschichten globaler Ungleichheitsverhältnisse der Gegenwart. Bielefeld 2023, S. 13–53, hier S. 28.

67 Marco L. Petersen (Hg.): Sønderjylland-Schleswig Kolonial. Kolonialismens kulturelle arv i regionen mellem Kongeåen og Ejderen. / Das kulturelle Erbe des Kolonialismus in der Region zwischen Eider und Königsau. Odense 2018.

68 Jutta Glüsing: Flensburger Schifffahrtsmuseum. Bildführer Flensburg 1985, o.S.

69 Die Saaltexte der ersten Dauerausstellung liegen im Archiv des Flensburger Schifffahrtsmuseums fotografisch dokumentiert vor.

Sklaverei auf den Dänisch-Westindischen Inseln abgeschafft.« Anschließend folgt eine ausführliche Beschreibung der wirtschaftlichen Blütezeit des Flensburger Kolonialhandels. Als Hauptakteure dieser Geschichte werden die geschäftstüchtigen Kaufleute und Reeder, wagemutigen Kapitäne und stolzen Schiffe der Fördestadt präsentiert.

Im Bildführer weist das Museum bereits auf die Bedeutung des »heute so berühmten ›Flensburger Rums‹« hin sowie auf die Pläne, im Keller des Zollpackhauses ein Rum-Museum einzurichten, »das die Firmengeschichten einiger Flensburger Rumhäuser dokumentieren wird«. ⁷⁰ Dieses Vorhaben wurde 1993 verwirklicht. War das Thema des »Westindienhandels« bis dahin lediglich ein Thema unter vielen, so bekommt es nun als eigene Abteilung des Schifffahrtsmuseums besonderes Gewicht. Die Eröffnung des Flensburger Rum-Museums untermauert nachhaltig das Image Flensburgs als »Rum-Stadt«. Perspektive und Duktus der Ausstellung blieben dem Topos der »Erfolgsgeschichte« mit ihren Höhen und Tiefen treu und fügen ihm noch Aspekte von Produktionsabläufen sowie der Genusskultur hinzu. ⁷¹

2006 erweitert das Schifffahrtsmuseum noch einmal seinen Fokus und nimmt mit der Sonderausstellung »Der weiße Luxus Zucker« das im Vergleich zum Rum zunächst wirtschaftlich sehr viel bedeutendere Handelsgut Zucker in den Blick. Der Ausstellung liegen grundlegende Recherchen zur Flensburger Zuckergeschichte zugrunde. Gleichzeitig stellt sie die Vorarbeit zur 2009 eingerichteten »Rum & Zucker Meile« dar. ⁷² Der Stadtrundgang markiert insgesamt zwanzig Gebäude der Flensburger Altstadt – ehemalige Kontorhäuser, Kaufmannshöfe, Speichergebäude sowie Standorte von Zuckerraffinerien und Rum-Firmen – und macht anhand dieser baulichen Spuren die Bedeutung des Kolonialhandels für die Stadtentwicklung sichtbar. Im Begleitbuch ist einleitend zu lesen: »Trotz einiger Kriege und anderer Krisen florierte das Geschäft mit dem Zuckerrohr und Pure-Rum. So entstanden zwei überaus wichtige Wirtschaftszweige, deren Erfolg und Niedergang so manches Gebäude in dieser Stadt widerspiegelt.« ⁷³ Der Topos der »einstigen Blütezeit Flensburgs« ⁷⁴ wird hier fortgeschrieben und den Flensburger Kaufleuten bewundernd ein »besonderes Unternehmertum« ⁷⁵ bescheinigt, dass diese im Zuge des Transatlantikhandels herausgebildet hätten. Vom Stadtmarketing wird die Rum & Zucker Meile dankbar aufgegriffen, um im touristischen Portfolio ergänzend zur Rum-Regatta und den beiden noch

70 *Glüsing*, wie Anm. 68, Ebd.

71 Vgl. *Jutta Glüsing*: Das Flensburger Rum-Museum. Eine kleine Flensburger Rum-Fibel. Flensburg 1993, S. 12.

72 Verantwortliche Kuratorin von Ausstellung und Stadtrundgang war Jutta Glüsing. Die Rum & Zucker Meile etablierte sie zu Beginn ihres Ruhestands in Kooperation mit dem Flensburger Schifffahrtsmuseum, das ich als ihr Nachfolger von 2007 bis 2017 leitete.

73 *Jutta Glüsing*: Die Rum & Zucker Meile. Ein Rundgang durch die Flensburger Altstadt. Handewitt 2009, S. 5.

74 Ebd. S. 6.

75 Ebd. S. 8.

bestehenden Rumhäusern Johannsen und Braasch das Stadtmarketing mit karibischer Exotik und kolonialer Nostalgie anzureichern. Das Schifffahrtsmuseum spinnt das Thema anlässlich der Eröffnung der Rum & Zucker Meile in Form eines Rum- und Zucker-Marktes weiter, einem Genussmarkt rund um süße und alkoholische Produkte, der von 2009 bis 2011 in Kooperation mit einer Regionalgruppe von Slow Food veranstaltet wird.

Trotz dieser auf wirtschaftlichen Erfolg, unternehmerischen Wagemut und städtischen Wohlstand fokussierten Erzählung wird das Thema der Sklaverei im Schifffahrtsmuseum jedoch nie ausgeblendet.⁷⁶ Sowohl die erste Dauerausstellung als auch die Abteilung des Rum-Museums gehen auf den transatlantischen Dreieckshandel ein. Im Begleitbuch zur Rum & Zucker Meile wird der Sklavenhandel klar als »Desaster« eines »inhumanen Kapitels der Menschheitsgeschichte« verurteilt, auf die entsetzliche Unmenschlichkeit der Sklaventransporte hingewiesen sowie die Härte der Arbeit auf den Plantagen und die »karge Versorgung« skizziert. Darüber hinaus wird darauf hingewiesen, dass die Sklaven »entrechtet« und »brutalen Strafen ausgeliefert« waren und »oft früh an Entkräftung [starben]«. Den Widerstand der Sklaven wird im Museumsband unter dem Risiko der Bestrafung durch »drakonische Züchtigungen« betrachtet. »Sie wurden ausgepeitscht und eingesperrt, durch Brandmale gekennzeichnet und durch Verstümmelungen ihrer Gliedmaßen gepeinigt.«⁷⁷

In den Ausstellungen ist das Thema der Sklaverei durch eine Auswahl weniger Exponate repräsentiert. Zum Sklavenhandel werden zwei bronzene Mannillen als typische Tauschware gezeigt sowie die Seemannsarbeit eines kleinen Dioramas, das die Verschiffung einer Gruppe gefesselter Afrikaner im Hafen vor einem dänischen Fort an der Guineaküste darstellt. Das Motiv der Verschleppung und Unfreiheit wird zudem mit einer kleinen hölzernen, um 1990 im Flensburger Kunsthandel erworbenen Statuette aufgegriffen, deren genaue Herkunft und Bedeutung jedoch bis heute unbekannt ist und auch in einem vom Museumsverbund Nordfriesland von 2017 bis 2020 initiierten Erstcheck-Projekt zur Provenienz von Objekten der ethnographischen Sammlungen Schleswig-Holsteinischer Museen nicht näher bestimmt wer-

76 Hierin unterscheidet sich die Flensburger Ausstellungspraxis grundlegend von dänischen Museen, in denen das Thema der Sklaverei bis 2001 in keiner Dauerausstellung zur Geschichte Dänisch-Westindiens thematisiert worden ist. Vgl. *Astrid Nonbo Andersen*: Curating Enslavement and the Colonial History of Denmark. The 2017 Centennial. In: Joyce Apsel/Amy Sodaro (Hg.): *Museums and Sites of Persuasion. Politics, Memory and Human Rights*. London 2020, S. 56–73; *Rikke Lie Halberg*: 130 Years of Colonial and Postcolonial Exhibitions in Denmark about The Danish West Indies. In: *Gränslös. Tidskrift för studier av Öresundsregionens historia, kultur och samhällsliv*, 9/2018, S. 74–87. <https://journals.lub.lu.se/grl/article/view/18656/16926> (28.06.2024); *Lars Jensen*: Introduction: Transfer Day Centennial, Postcolonial Denmark and its Beyond. In: *KULT. Postkolonial Temaserie*, 16/2020, S. 1–6. <http://postkolonial.dk/wp-content/uploads/2020/10/0-Kult-16-introduction.pdf> (28.6.2024).

77 *Glüsing*, wie Anm. 73, S. 14–15.

den konnte.⁷⁸ Als weiteres Objekt wird eine eiserne Halsfessel ausgestellt, die die Flucht von den Zuckerrohrfeldern verhindern sollte.

Vergleicht man die Darstellungen der Themen »Westindienhandel« und »Sklaverei« miteinander, so fallen neben der wenig verbundenen Nebeneinanderstellung von »Erfolg und Wohlstand« auf der einen Seite und »Schrecken und Gewalt« auf der anderen Seite vor allem zwei unterschiedliche Repräsentationsformen auf. Während die Biographien der Flensburger Reeder, Kaufleute und Kapitäne gut sichtbar sind und mit repräsentativen Porträts, Bildern ihrer Schiffe und zum Teil auch ihrer Anwesen und Produktionsanlagen in Flensburg präsentiert werden, erscheinen die Versklavten als namenlose Opfer, die sich kaum gegen die Gewalt und Herrschaft der Menschenhändler, Sklavenhalter und Kolonialverwalter in Westafrika und auf den Dänisch-Westindischen Inseln wehren bzw. zur Wehr setzen können. Nach den Lebensrealitäten der Versklavten, die mit ihren unterschiedlichen Graden der Freiheit aktiv Teil an der Herausbildung einer komplexen Kolonialgesellschaft hatten, wird dagegen nicht weiter gefragt. Ihre individuelle Handlungsmächtigkeit, Resilienz, Widerständigkeit und Kreativität bleiben damit unsichtbar.

Entsprechend wird die Abschaffung der Sklaverei im 19. Jahrhundert allein auf »das Fortschreiten der Aufklärung und die Deklaration der Menschenrechte« in Europa zurückgeführt.⁷⁹ Der Einfluss der französischen Revolution von 1789 auf den Schwarzen Widerstand in den Kolonien in der Karibik findet keine Beachtung. Stattdessen wird dem Generalgouverneur Peter von Scholten gemäß der dänischen Geschichtsschreibung das Verdienst zugesprochen, am 3. Juli 1848 »– auch um einen drohenden Sklavenaufstand auf St. Croix abzuwenden – das sofortige Ende der Sklaverei in Dänisch-Westindien« zu verkünden.⁸⁰ Dieses populäre dänische Narrativ wird von der Historiographie Dänemarks erst 2017 revidiert, als der 100. Jahrestag des Verkaufs der Dänisch-Westindischen Inseln an die USA eine neue Auseinandersetzung mit der dänischen Kolonialgeschichte auslöste. Die Neubetrachtung der historischen Ereignisse, die die afro-karibische Perspektive stärker einbezieht, erkennt schließlich die entscheidende Rolle der Revolte und ihres Anführers John Gottliff, besser bekannt als General Buddhoe, an. Das Dänische Nationalmuseum schreibt dazu heute auf seiner Webseite:

»In Denmark people like to claim that Governor General Peter von Scholten granted the slaves their freedom. But this is not how things are seen on the U.S. Virgin Islands: here it was not the governor gen-

78 Vgl. Schleswig-Holstein zwischen Weltoffenheit und Kolonialismus: Die ethnografischen Sammlungen Schleswig-Holsteinischer Museen, <https://www.sh-welt.de/das-projekt/> (29.6.2024).

79 Glüsing, wie Anm. 73, S. 16.

80 Ebd.

eral who freed the slaves, but the enslaved who took matters into their own hands and demanded their freedom.«⁸¹

Diese neue Sichtweise schlägt sich auch in dem fünfbändigen Grundlagenwerk »Danmark og kolonierne« nieder, mit dem 2017 die erste postkoloniale Geschichte Dänemarks und seiner Kolonien in Indien, Westafrika, der Karibik und auf Grönland vorgelegt worden ist.⁸² Lars Jensen stellt dazu fest:

»The volume shows that von Scholten is a marginal figure to the USVI, having been replaced by narratives of ›we took our freedom‹, and this narrative has clearly influenced the rewriting of the Danish traditional portrait of the enlightened and benign governor granting emancipation.«⁸³

Der postkoloniale *turn* in der Repräsentation der Ereignisse, die zur Abschaffung der dänischen Sklaverei geführt haben, ist ein gutes Beispiel für die »archivarische Macht«, die Michel-Rolph Trouillot anhand der jahrzehntelangen Ausblendung und Bagatellisierung der haitischen Revolution herausgearbeitet hat. Er meint damit »die Macht zu bestimmen, was als Gegenstand ernsthafter Forschung und mithin Darstellung in Betracht kommt und was nicht.«⁸⁴ Im Falle des Endes der dänischen Sklaverei wurde stets die Emanzipationsproklamation Peter von Scholtens zitiert, in der er erklärt: »All Unfree in the danish westindia Islands are from to-day emancipated.« Von Scholten ließ die Proklamation als Plakat zweisprachig auf Dänisch und Englisch sofort in der Nacht vom 3. auf den 4. Juli 1848 drucken und machte darüber die rechtliche Entscheidung bekannt, dass die Sklaverei mit sofortiger Wirkung abgeschafft ist. Das Plakat wurde in den folgenden Tagen überall in Dänisch-Westindien angebracht und ist im Reichsarchiv Kopenhagen

81 *Dänisches Nationalmuseum*: The Abolition of Slavery in 1848. <https://en.natmus.dk/historical-knowledge/historical-themes/danish-colonies/the-danish-west-indies/the-abolition-of-slavery/> (29.6.2024).

82 Vgl. *Miriam Schneider*, Rezension zu: Poul Erik Olsen (Hg.): *Danmark og kolonierne: Vestindien*. St. Croix, St. Thomas og St. Jan. Kopenhagen 2017; *Mikkel Venborg Pedersen* (Hg.): *Danmark og kolonierne: Danmark*. En kolonimagt. Kopenhagen 2017; *Hans Christian Gulløv* (Hg.): *Danmark og kolonierne: Grønland*. Den arktiske koloni. Kopenhagen 2017; *Niels Brimmes* (Hg.): *Danmark og kolonierne: Indien*. Tranquebar, Serampore og Nicobarerne. Kopenhagen 2017; *Per Oluf Hernæs* (Hg.): *Danmark og kolonierne: Vestafrika*. Forterne på Guldkysten. Kopenhagen 2017. In: *H-Soz-Kult*, 03.05.2018, www.hsozkult.de/publicationreview/id/reb-26098 (29.6.2024).

83 *Lars Jensen*: Danish Colonialism Revisited, Deconstructed or Restaged? Review article of *Danmark og kolonierne [Denmark and the Colonies]* (Copenhagen: Gad, 2017). In: *KULT: Racism in Denmark*, 15/2018, S. 128–141, hier S. 137.

84 *Michel-Rolph Trouillot*: Udenkbare Geschichte. Zur Bagatellisierung der haitischen Revolution. In: *Conrad/Randeria*, wie Anm. 33, S. 84–115, hier S. 104. Entzündet vom Freiheitsgeist der französischen Revolution von 1789, kam es von 1791 bis 1803 in der französischen Kolonie Saint-Domingue zu einer Revolution, in deren Folge die Versklavten nicht nur die Sklaverei auf der Insel beendeten, sondern auch die französischen, britischen und spanischen Kolonialarmeen besiegten und schließlich 1804 mit der Gründung der Republik Haiti ihre Unabhängigkeit erklärten.

überliefert.⁸⁵ Von Scholten hat sich damit in die dänische (Herrschafts-)Geschichte eingeschrieben, während auf den Dänisch-Westindischen Inseln und späteren U.S. Virgin Islands über mündliche Überlieferungen kollektiv die Handlungsmächtigkeit, die *agency*, der Aufständigen erinnert und General Buddhoe als Freiheitskämpfer verehrt wird.⁸⁶ Die Abschaffung der Sklaverei ist also keineswegs allein das Verdienst aufgeklärter Humanisten, die in den adeligen und bürgerlichen Salons Europas über das Für und Wider des Sklavenhandels diskutierten.⁸⁷ Vielmehr leisteten die Versklavten selbst von Anbeginn Widerstand gegen die Übermacht der Kolonialherrschaft, was im Falle Dänisch-Westindiens am Ende zu ihrer eigenen Befreiung führte.

Die Ausführungen zeigen, wie die Reproduktion des eurozentrischen Narrativs der »Westindienfahrt« den Blick verengt und so Leerstellen produziert. Dies spiegelt sich nicht nur in Themensetzung, Fragestellung, Quellenwahl und Perspektivität wider, sondern auch in den Normen und Maßstäben der verwendeten Begriffe und Erklärungsmodelle. Kolonialgeschichte *postkolonial* zu schreiben, bedeutet, so Schaper, den »Maßstab Europa« herauszufordern und zu überwinden. Entsprechend wollen postkoloniale Ansätze

»die erkenntnistheoretischen Voraussetzungen unserer heutigen Wissensproduktion kritisch reflektieren und dadurch Prozesse anstoßen, die die geistige Kolonisierung überwinden, die die politische Kolonisierung begleitete. Insofern hat das ›post‹ in postkolonial neben der zeitlichen auch eine epistemische Dimension. Es verweist auf den Versuch, die Prämissen, Erzählungen und Kategorien des Kolonialismus kritisch zu hinterfragen und über sie hinauszugehen.«⁸⁸

Da koloniale Gewalt- und Machtausübung rassistisch legitimiert wurden und die Denkmuster und Vorurteile des Kolonialrassismus strukturell bis in die Gegenwart nachwirken, erfordert eine postkoloniale Geschichtsschreibung eine rassistuskritische und diskriminierungssensible Sprache, die es regelrecht zu erlernen gilt. In der ersten Dauerausstellung des Schifffahrtmuseums sowie in der Abteilung des Rum-Museums werden die im transatlantischen Dreieckshandel verschleppten und ausgebeuteten Menschen als »afrikanische Neger« bezeichnet. Der Gebrauch dieser rassistischen Terminologie mag in der Entstehungszeit der Ausstellungstexte als unproblematisch gegolten haben, da die rassistische Konnotation und Bedeutung des N-Wortes zumindest der *weißen* Mehrheitsgesellschaft ohne Rassismuserfahrungen lange Zeit nicht bewusst war.⁸⁹ Allerdings blieben die Textta-

85 *Rigtsarkivet: The Danish West Indies – Sources of History: 1848. The Slave Rebellion on St. Croix and Emancipation.* <https://www.virgin-islands-history.org/en/timeline/the-slave-rebellion-on-st-croix-and-emancipation/> (29.6.2024).

86 Vgl. auch <https://www.virgin-islands-history.org/en/history/fates/> (26.6.2024).

87 Vgl. *Glüsing*, wie Anm. 73, S. 15.

88 *Schaper*, wie Anm. 31, S. 15.

89 Der Duden markierte den Eintrag des N-Wortes erstmals 1999 als »wird heute meist als abwertend empfunden«. Ab 2004 wird in den Wörterbüchern des Dudenverlags das

feln bis zum Umbau des Museums 2011 unverändert in den Ausstellungen hängen, obwohl ihre Problematik zwischenzeitlich erkannt war. Die 2012 eröffnete neue Abteilung zur Kolonialgeschichte Flensburgs wiederum trägt zunächst den Titel »Sklaven, Zucker, Rum«. Durch die eingehendere Auseinandersetzung mit postkolonialen Positionen im Zuge der Vorbereitung der Ausstellung »Rum, Schweiß und Tränen« wurde jedoch erkannt, dass die Aufzählung im Ausstellungstitel die Versklavten semantisch mit den Waren gleichsetzt und so die historische, kolonialrassistische Herabwürdigung und Entmenschlichung reproduziert. Als Konsequenz wurde diesmal kurzfristig eine Veränderung vorgenommen. Die Ausstellung erhält den neuen Titel »Zucker, Rum und Sklaverei« und die entsprechenden Wandbeschriftungen und Hinweisschilder im Museum wurden überarbeitet.⁹⁰ In der späteren Sonderausstellung werden dagegen bewusst Ausdrücke wie »versklavte Arbeiter« statt »Sklaven« verwendet. Das Adjektiv »versklavt« soll zeigen, dass die Arbeiter zwar zu Unfreiheit und Zwangsarbeit gezwungen worden waren, dass sie aber nicht ihrem Wesen nach unfrei und Zwangsarbeiter waren.⁹¹

Ein bewusster rassistuskritischer Sprachgebrauch sensibilisiert für diskriminierende Denkmuster und hilft dabei, die Reproduktion tradiert oder erlernter rassistischer Bilder und *weißer* Vorstellungen zu erkennen und zu vermeiden. Damit öffnet Sprache auch Räume für bisher marginalisierte Perspektiven und Erfahrungen, deren Sicht- und Erfahrbarkeit für eine dekolonisierende Erinnerungskultur zentral sind. Denn Sprache fokussiert, spiegelt Perspektivität wider, nimmt Stellung und zeigt Haltung. Susan Arndt schreibt über den Zusammenhang von Kolonialismus, Rassismus und Sprache:

»Im Sprachgebrauch schlagen sich nicht nur Werte und Hierarchien einer Gesellschaft nieder; zugleich werden diese auch durch Sprache verfestigt und getragen. Deswegen ist es wichtig, sich bewusst zu machen, dass mit dem Gebrauch von Sprache immer auch gehandelt wird und Konzeptualisierungen, die durch den Gebrauch bestimmter Begriffe hervorgerufen werden, zu reflektieren. Auf dieser Grundlage

N-Wort als »stark diskriminierend« und »zu vermeiden« gekennzeichnet. Vgl. Susan Arndt: Kolonialismus, Rassismus und Sprache. Kritische Betrachtungen der deutschen Afrikanerterminologie. 2004, <https://www.bpb.de/themen/migration-integration/afrikanische-diaspora/59407/kolonialismus-rassismus-und-sprache/#footnote-referenzen-2> (27.6.2024); Duden. <https://www.duden.de/rechtschreibung/Neger#bedeutungen> (27.6.2024).

- 90 Konnotationen von Verdinglichung finden sich bereits im Begleitbuch zur Rum & Zucker Meile, wenn dort von der »*Verwendung* von schwarzen Sklaven« gesprochen wird oder die verschleppten Menschen auf den europäischen Versklavungsschiffen als »schwarze *Fracht*« bezeichnet werden. (*Glüsing*, wie Anm. 73, S. 14; Hervorhebungen TO).
- 91 Vgl. zum wissenschaftlichen Diskurs zur Verwendung der Worte »Sklave« oder »Versklavter« *James Robert Burns*: ›Slaves‹ and ›Slave Owners‹ or ›Enslaved People‹ and ›Enslavers‹? In: *Transactions of the RHS* (2023), S. 1–18. <https://doi.org/10.1017/S0080440123000282> (28.6.2024).

kann dann auf diese Begriffe verzichtet und auf alternative Termini zurückgegriffen werden.«⁹²

Es sind unterschiedliche Narrative und damit auch Geschichtsschreibungen, ob von der »Entdeckung Amerikas«⁹³ und der »Inbesitznahme«⁹⁴ der Westindischen Inseln gesprochen wird oder von Eroberung und der europäischen Expansion und Herrschaft; ob ein »einträglicher Überseehandel«⁹⁵ beschrieben wird oder die rücksichtslose Ausbeutung von Menschen und Umwelt; ob die Kolonien in der Karibik mit dem zeitgenössischen, kolonialromantischen Begriff der »Zuckerinseln«⁹⁶ bezeichnet werden oder als »killing fields of Europe«⁹⁷. Die Behauptung, die versklavten Afrikaner:innen »waren dem Klima gewachsen und darüber hinaus leichter zu disziplinieren als versklavte Indios«⁹⁸, reproduziert unkommentiert die Rechtfertigungsideologie des Kolonialrassismus. Der Hinweis, dass der transatlantische Dreieckshandel gängige Praxis aller »europäischen Seemächte« war⁹⁹, ist eine eurozentrische Anerkennung einer vermeintlichen historischen Normalität. Die besondere Hervorhebung der Vorreiterrolle der »Portugiesen und Spanier«¹⁰⁰ sowie die Betonung, dass Dänemark »das erste europäische Land [gewesen sei], das sich ab 1792 gegen den Sklavenhandel wandte«¹⁰¹, unterstreicht indirekt den jahrzehntelang gepflegten Mythos von Dänemark als späte und aufgrund der verhältnismäßig kleinen Größe seiner Kolonien eher unbedeutenden und nicht zuletzt besonders humanen und fortschrittlichen Kolonialmacht.¹⁰² Die Feststellung, dass die Flensburger Kaufleute und Reeder »sich nicht viel darum gekümmert [haben], dass dort auf den Zuckerrohrplantagen schwarze, aus Afrika verschleppte Sklaven arbeiteten«¹⁰³, gibt zwar die zeitgenössische

92 Arndt, wie Anm. 89. Vgl. auch *dies.*: Rassismus: Die 101 wichtigsten Fragen. München 2012; Friederike Habermann: Der unsichtbare Tropenhelm. Wie koloniales Denken noch immer unsere Köpfe beherrscht. Klein Jasedow 2013; Tupoka Ogette: exit RACISM. rassistuskritisch denken lernen. Münster 2018.

93 Glüsing, wie Anm. 73, S. 8.

94 Ebd., S. 22.

95 Ebd., S. 8.

96 Glüsing, wie Anm. 71, S. 1. Vgl. auch Glüsing wie Anm. 73, S. 9.

97 Imani Tafari-Ama im Videointerview. *Flensburger Schifffahrtsmuseum*: Einblicke in das Konzept der Sonderausstellung »Rum, Schweiß und Tränen«, Minute 2:36, https://youtu.be/6Emy_1J7zAg?feature=shared (29.6.2024).

98 Glüsing, wie Anm. 73, S. 14.

99 Ebd.

100 Ebd.

101 Ebd.

102 Vgl. zu diesem Narrativ Lars Jensen: Postcolonial Denmark: Beyond the Rot of Colonialism? In: *Postcolonial Studies Culture Politics Economy* 2015, 18/4, S. 440–452; ders.: Danish Colonialism Revisited, Deconstructed or Restaged? Review article of Denmark og kolonierne [Denmark and the Colonies] (Copenhagen: Gad, 2017). In: *KULT: Racism in Denmark*, 15/2018, S. 128–141.

103 Glüsing, wie Anm. 73, S. 5.

Haltung wider¹⁰⁴, doch die Gründe und Motive für diese Gleichgültigkeit werden nicht weiter hinterfragt. Stattdessen relativiert der indirekte Vergleich mit der »Leibeigenschaft«, die »auf den Gütern hierzulande und in nächster Nähe (...) herrschte« und »[g]enauso wenig (...) als Skandal« empfunden worden sei¹⁰⁵, – bewusst oder unbewusst – die einzigartige Ausprägung der transatlantischen Sklaverei, die sich in ihrem Ausmaß, ihrer systematischen Einbindung in kapitalistische Interessen und nicht zuletzt in der rassistisch begründeten Entrechtung, Entwurzelung und Entwürdigung der versklavten Menschen von allen anderen historischen Formen der Sklaverei, Abhängigkeit und Unfreiheit unterscheidet.¹⁰⁶

Der hier konstatierte blinde Fleck in der Repräsentation der Kolonialgeschichte im Flensburger Schiffahrtsmuseum betrifft also nicht die historische Tatsache des transatlantischen Versklavungshandels. Vielmehr geht es um die versetzt und viel langsamer einsetzende, an vielen Stellen also noch lückenhafte oder sogar gänzlich fehlende institutionelle Reflexion der Kolonialität des Flensburger Überseehandels mit Dänisch-Westindien als globale Verflechtungsgeschichte und ihrer bis heute nachwirkenden Folgen. Mit Ann Laura Stoler kann hier von einer *kolonialen Aphasie* gesprochen werden. Stoler fasst mit dieser Metapher eine Form kultureller Verdrängung, die nichts mit Vergessen, Verklärung oder Unwissenheit zu tun hat, sondern eher einer Wahrnehmungsstörung gleicht:

»Calling this phenomenon ›colonial aphasia‹ (...) emphasizes both the loss of access and active dissociation. In aphasia, an *occlusion of knowledge* is the issue. It is not a matter of ignorance or absence. Aphasia is a dismembering, a difficulty of speaking, a *difficulty in generating a vocabulary that associates appropriate words and concepts to appropriate things*. Aphasia in its many forms describes a difficulty in retrieving both conceptual and lexical vocabularies and, most important, a difficulty in comprehending what is spoken.«¹⁰⁷

In diesem Sinne entspricht es *kolonialer Aphasie*, über den Handel und die Produktion von Zucker und Rum zu sprechen aber nicht über Kolonialität und asymmetrische Machtstrukturen, über transatlantische Sklaverei aber nicht über Rassismus, über Plantagenwirtschaft aber nicht über kapitalistische Ausbeutung und Gewalt, über die systematische Verschleppung von Menschen aber nicht über kollektive Traumata, über Entrechtung und Misshandlung aber nicht über individuelle (Über-)Lebensgeschichten und Handlungsmacht, über überseeischen Handel aber nicht über Globalisierung und ihre fortdauernden Folgen, über Profite mit Kolonialwaren aber

104 Vgl. *Andreas Eckert*: Geschichte der Sklaverei. Von der Antike bis ins 21. Jahrhundert. Bonn 2022, S. 49.

105 *Glüsing*, wie Anm. 73, S. 5.

106 Vgl. *Nwanaga*, wie Anm. 58.

107 *Ann Laura Stoler*: Colonial Aphasia: Disabled Histories and Race in France. In: dies.: *Duress. Imperial Durabilities in Our Times*. New York 2016, S. 122–170, hier S. 128.

nicht über Verantwortung. Stoler weist darauf hin, dass bei einer Aphasie zwar Details wahrnehmbar sind, diese aber nicht zu einem Ganzen verbunden werden können. Deshalb brauche es

»a better understanding of how inaccessibility to knowledge is achieved and more about the political, scholarly, and cognitive domains in which knowing is disabled, attention is redirected, things are renamed, and disregard is revived and sustained. At issue is both disabled knowledge as a political form and ›knowing‹ as a cognitive and affective act.«¹⁰⁸

Postkoloniale Ansätze der Geschichtsschreibung eröffnen Perspektiven, dissoziiertes Wissen zusammenzufügen, und erschließen mit dem Blick auf globale Verflechtungen sowohl Wissensbereiche als auch Vokabulare, Geschichte *pluriversell*¹⁰⁹ neu zu denken, neu zu kartieren, neu zu erzählen. Wenn, wie Stoler erklärt, *koloniale Aphasie* »a political disorder and a troubled psychic space«¹¹⁰ ist, dann ist das postkoloniale Museum grundsätzlich kein neutrales, sondern ein politisches Museum, eine Kontaktzone, in dem auch Konflikte und Widersprüche der eigenen Geschichte und Identität an- und ausgesprochen werden können.

Kolonialität als neues Blickfeld im Flensburger Schifffahrtsmuseum

Ein erster Schritt für eine postkoloniale Perspektiverweiterung des Flensburger Schifffahrtsmuseums ist die internationale Tagung »Der dänische Gesamtstaat und sein koloniales Erbe in Dänisch-Westindien«, die das Museum vom 19.–21. Mai 2006 zusammen mit dem Lehrstuhl für Landesgeschichte der Universität Kiel in Flensburg veranstaltet. Anlass hat die Ausstellung »Der weiße Luxus Zucker« gegeben. Zum ersten Mal wird der Versuch unternommen, wie es im Tagungsbericht heißt, die Bedeutung Dänisch-Westindiens innerhalb des Dänischen Gesamtstaates nicht nur möglichst umfassend darzustellen, sondern gleichzeitig »die damalige und heutige Situation aus unterschiedlichen Blickwinkeln zu beleuchten«.¹¹¹ Aus diesem Grund werden Referent:innen sowohl aus Deutschland und Dänemark als auch von den U.S. Virgin Islands eingeladen. Wichtige Einblicke in die individuelle Handlungsmacht und kulturelle Beharrungskraft der versklavten Afrikaner:innen eröffnen Louise Sebro und Karen Fog Olwig. Elizabeth Rezende zeigt am Beispiel der Ende des 18. Jahrhunderts von der Insel St. Eustatius nach St. Croix eingewanderten niederländischen Familie Heyliger die multikulturelle Komplexität der Kolonialgesellschaft auf, in der

108 Ebd., S. 167.

109 Vgl. *Landkammer*, wie Anm. 21, S. 179.

110 Stoler, wie Anm. 107, S. 166.

111 Jutta Glüsing/Thomas Riis/Stephanie Robl: Bericht über die Tagung »Der dänische Gesamtstaat und sein koloniales Erbe in Dänisch-Westindien« vom 19.–21. Mai 2006 in Flensburg. In: *Mitteilungen der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte* Nr. 70, Oktober 2006, S. 8–10, hier S. 8.

es neben der Minderheit der weißen Herrschaftsklasse und der Mehrheit der unfreien versklavten Arbeiter:innen auch die Klasse der *Free-Colored* gab, die – wenn auch im begrenzten Maße – die Chance zu sozialem und wirtschaftlichem Aufstieg und Erfolg hatten und nutzten. Das Thema des Rassismus wird nur am Rande von Per Nielsen angesprochen, der sich in Hinblick auf das Ende der Kolonien mit der Frage der fehlenden Anerkennung der Schwarzen Mehrheitsbevölkerung als dänische Bürger:innen befasst. Schwarze Stimmen und Perspektiven sind auf der Tagung nicht vertreten, was besonders im letzten Panel deutlich wird, das sich dem kolonialen Erbe auf den heutigen U.S. Virgin Islands widmet. Im Mittelpunkt stehen hier vor allem die »dänischen Hinterlassenschaften auf den Inseln wie z.B. [den] zahlreichen Plantagengebäuden oder Ortsnamen«. ¹¹² Arne Rosenkvist kennzeichnet in seinem Beitrag die Straßen und Brücken aus der Kolonialzeit dezidiert als »[d]änisches Erbe« und Beispiele »dänischer Ingenieurkunst«. ¹¹³ Allein Ulla Lunn bricht die eurozentrischen Perspektiven auf und betrachtet das bauliche Erbe der ehemaligen Dänisch-Westindischen Inseln »als Teil der gemeinsamen europäisch-afrikanisch-karibischen Geschichte«. ¹¹⁴ Eine Einsicht, die sich zu diesem Zeitpunkt noch nicht in den *postcolonial turn* der Flensburger Stadt- sowie der schleswig-holsteinischen Landesgeschichte eingeschrieben hat, ist die Perspektive von Stuart Hall von Geschichte als *entanglement* am Tagungsort selber. Zwar wird Flensburg im Tagungsbericht als ehemaliger »Teil des dänischen Gesamtstaates« als passender Veranstaltungsort vorgestellt, jedoch nicht in seiner Kolonialität, sondern im bekannten stadtgeschichtlichen Narrativ der wirtschaftlichen Blütezeit, »als dort der aus dem erfolgreichen Westindienhandel der Stadt resultierende Wohlstand auch heute noch an zahlreichen Gebäuden wie etwa dem Westindienspeicher zu erkennen ist.« ¹¹⁵ Wie fern der Gedanke einer globalen Verflechtungsgeschichte zu diesem Zeitpunkt in Flensburg offenbar noch ist, wird auch im Grußwort des dänischen Generalkonsuls Henrik Becker-Christensen deutlich, der zur Eröffnung der Tagung lediglich den deutsch-dänischen Teil dieser gemeinsamen Geschichte würdigt, die afrikanisch-karibischen Verbindungen jedoch außer Acht lässt. ¹¹⁶

Entscheidende Impulse für eine vertiefte Auseinandersetzung mit dem kolonialen Erbe Flensburgs bringt schließlich 2011 die von Ulla Lunn konzipierte Wanderausstellung »Dänisch-Westindien. Aufbau einer Kolonie«, an deren Finanzierung das Schiffahrtsmuseum maßgeblich beteiligt ist. Die Ausstellung, die zunächst im Dänischen Nationalmuseum Kopenhagen zu sehen war, stellt erstmals seit der Schulausstellung von Christopher Nwana-ga und der Afrika AG Flensburg das Thema »Westindienfahrt« ausdrücklich als Kolonialgeschichte dar. Ausgangspunkt der Ausstellung ist Lunn's

112 Ebd., S. 10.

113 Ebd.

114 Ebd.

115 Ebd., S. 8.

116 Vgl. ebd., S. 9.

Beschäftigung mit der Kolonialarchitektur insbesondere aus dem 18. und 19. Jahrhundert, die das Erscheinungsbild der U.S. Virgin Islands bis heute prägt. Lunn hatte sich zunächst im Rahmen des Virgin Islands – Danish Apprenticeship Program (VIDA) mit denkmalpflegerischen Fragen der Restaurierung und des Erhalts der historischen Gebäude befasst, worüber sie bereits zwei Jahre zuvor bei der Tagung in Flensburg gesprochen hat. Die konkrete Auseinandersetzung mit dem baulichen Erbe warf in ihr grundsätzlicher die Frage auf, was auf den heutigen U.S. Virgin Islands von der dänischen Kolonialzeit übriggeblieben ist. Lunn und ihr Team starteten dazu ein intensives Feldforschungsprojekt. Zum einen erstellten sie eine umfangreiche Fotodokumentation von den Festungen, Städten, Kirchen, Plantagen sowie ehemaligen Herrenhäusern und Sklavenhütten, in die sich die Kolonialzeit der Inseln bis heute eingeschrieben hat. Doch neben der Architektur und Landschaft erkannten sie schnell ein weiteres »Erbe« der Kolonialzeit: Die Menschen. 76 Prozent der heute rund 100.000 Einwohner:innen der U.S. Virgin Islands sind Afro-Kariben, die meisten von ihnen Nachfahren der Afrikaner:innen, die während der dänischen Herrschaft hierher verschleppt und für die Arbeit auf den Zuckerplantagen verklavt wurden. Also führten Lunn und ihr Team ausführliche Video-Interviews, in denen Virgin Islander über die Geschichte, Gegenwart und Zukunft der ehemaligen Kolonie und über ihr heutiges Verhältnis zu Dänemark sprechen. Die Ergebnisse ihrer Forschung dokumentiert Lunn in der Ausstellung, deren vielleicht wichtigste Leistung ist, dass sie den eurozentrischen Blick, den die dänische und auch Flensburger Geschichtsschreibung bislang geprägt hat, aufbricht. Dies gelingt ihr zum einen dadurch, dass die Ausstellung einzelne Biographien verklavter Menschen recherchiert und aufbereitet. Die Betroffenen des transatlantischen Dreieckshandels werden aus ihrer Anonymität befreit und ihre Handlungsmächtigkeit gewürdigt. Zum anderen gibt die Ausstellung den Virgin Islandern selbst eine Stimme, indem sie sie in den Videointerviews ausführlich zu Wort kommen lässt.¹¹⁷ Dank diesem historiographischen Empowerment ermöglicht es die Ausstellung das viel beschriebene Phänomen der »Westindienfahrt« in seiner Kolonialität zu verstehen. Der »Westindienhandel« ist nicht länger eine rein Flensburger oder dänische Wirtschaftsgeschichte, sondern eine gemeinsame dänisch-afrikanisch-karibische Verflechtungsgeschichte. Die Ausstellung öffnet dem Schifffahrtsmuseum damit erstmals den Blick auf das transatlantische Kolonialerbe der Stadt. Teile der Fotodokumentation und der Videointerviews aus der »Westindien«-Ausstellung werden 2012 in die neue Dauerausstellung »Zucker, Rum und Sklaverei« integriert. Fragen zur Aufarbeitung des Kolonialismus bekommen erstmals einen festen Platz im Schifffahrtsmuseum. Gleichzeitig ist aber schon bei der Eröffnung der Ausstellung klar, dass auch diese Ausstellung nur ein Zwischenstand der Auseinandersetzung des Museums mit dem kolonialen Erbe Flensburgs sein kann. Insbesondere die Videoin-

117 Die Ergebnisse der Ausstellung sind dokumentiert auf der Homepage www.den-vestindiske-arv.dk (14.7.2019). Vgl. auch *Ulla Lunn: Stedet fortæller – om Dansk Vestindien*. Kopenhagen 2017.

terviews werfen die Frage auf, wie die Stadt Flensburg selbst mit der Kolonialität ihrer Geschichte und deren Nachwirkungen heute umgehen kann oder sollte. Die Frage wird in ihrer schier überwältigenden Offenheit noch im selben Jahr in Kooperation mit der Theaterwerkstatt Pilkentafel im Rahmen der Performance »A Gesture To Find« weiter untersucht.¹¹⁸ 2014 nimmt das Museum mit Vertreter:innen der afrikanischen und diasporischen Communities der Stadt Kontakt auf, um die verworfene Idee des Rum- und Zucker-Marktes mit einem grundlegend neuen Konzept wieder aufzugreifen. In enger Kooperation mit den Communities wird das Konzept und Programm des Afro-karibischen Hoffests entwickelt und gemeinsam umgesetzt. Ständen zuvor süße und alkoholische Produkte im Mittelpunkt, so geht es nun beim alle zwei Jahre stattfindendem Hoffest um die Sichtbarkeit und das Erlebnis afro-karibischer Kultur. Live-Musik, Tanz, Kunsthandwerk, Kulinarik und eine Modenschau werden mit Info-Ständen, Vorträgen, Workshops und Führungen durch die Kolonial-Ausstellung verbunden. 2016 ertönt am Vorabend des Fests auf der Afro-Beat-Party im Foyer des Museums gar lautstark die Vielfalt der Sounds und Rhythmen des heutigen Afrikas und der Karibik.

Wie schwierig es ist, die internalisierten, eurozentrischen Denkmuster hinter sich zu lassen und wirklich zu einer neuen Form der kolonialen Erinnerung zu finden, zeigt die Neueinrichtung des Rum-Museums. Dank einer großzügigen Spende der alteingesessenen Flensburger Kaufmannsfamilie Dethleffsen kann 2014 eine aufwendige Film-Installation realisiert werden, die die Flensburger Rum-Geschichte exemplarisch aus der biographischen Perspektive der Flensburger Kaufleute und Kapitäne erzählt. Grundlage des Drehbuchs ist die gut dokumentierte, über 275-jährige Familiengeschichte der Dethleffsens, die im 18. Jahrhundert vom Baustoffhandel kommend auch in den Kolonialhandel einstiegen, sich im 20. Jahrhundert zum größten Rum-Produzenten Europas entwickelten, bis sie schließlich 1998 die gesamte Spirituosen-Sparte verkauften und heute in gänzlich anderen Geschäftsfeldern tätig sind. Interessant am Projekt war der direkte Austausch mit der Familie Dethleffsen, der die Chance der Reflektion der eigenen Beteiligung am Kolonialhandel barg. Die Offenheit für die Auseinandersetzung mit dem Thema Sklavenhandel und Sklaverei war tatsächlich sehr groß und wider Erwarten kein Tabu, sodass dieses Thema am Ende mit rund 5 Minuten auch verhältnismäßig viel Raum in dem insgesamt 18-minütigen Film einnimmt. In eindringlichen Bildern wird vom Grauen des transatlantischen Sklavenhandels erzählt, das die Figur des Flensburger Kapitäns Jürgen Larsen Schmidt als Augenzeuge zur empathischen Bemerkung hinreißen lässt: »Sie [die Versklavten] können einem leidtun für ihre barbarischen Herren.« Dieser Anflug von Mitgefühl führt jedoch nicht dazu, eine Verbindung zwischen der Produktion von Zucker und Rum durch Sklavenarbeit und der Verantwortung herzustellen, die die Flensburger Kaufleute für die Produktionsbe-

118 *Pilkentafel: A Gesture To Find*. Ein Ausstellungstheater der Theaterwerkstatt. <https://www.pilkentafel.de/repertoire/liebes-publikum/a-gesture-to-find/> (30.6.2024).

dingungen hatten, unter denen die Waren hergestellt wurden, mit denen sie Handel trieben und ihr Geld verdienten. Nach dem Moment der Reflektion erfolgt ein harter Schnitt auf die Rückreise, wo nach dramatischer aber heil überstandener Sturmfahrt bei der Ankunft in Flensburg der individuelle Schmerz des Kapitäns über den Tod seiner Frau im Kindbett das bezugte Leid der Versklavten verdrängt. Die Erzählung fokussiert im Folgenden wieder einmal auf den »Reichtum«, der mit dem Zucker nach Flensburg kommt, und auf die »Tugenden« und das »Ansehen« der pietistisch geprägten, ehrbaren Kaufleute.

Perspektivwechsel in der Ausstellung »Rum, Schweiß und Tränen«

Die Erfahrung mit dem neuen Rum-Museum zeigt, wie sich lokale, fachliche, kulturelle Perspektiven, Selbstverständnisse und Interessen wandeln – in diesem Fall die der Kurator:innen, Filmemacher und Förderer – und in Ausstellungen und anderen Repräsentationen einschreiben. »There is no neutral position«, wie Sandell nachdrücklich unterstreicht, »and exhibition-makers face choices concerning the ways in which they develop narratives«. ¹¹⁹ Diese Entscheidungen führen zu Schwerpunktsetzungen und Auslassungen. In diesem Sinne präzisieren Sandell und Dodd an anderer Stelle: »Just as visitors will create meanings out of purposeful interpretations they encounter, they will also draw conclusions from the marked absences, awkward silences and skewed representations.« ¹²⁰ Die Filminstallation des Rum-Museums hat einmal mehr das Fehlen einer Schwarzen Stimme in der postkolonialen Erinnerungskultur Flensburgs deutlich gemacht. Diese Fehlstelle sollte im Rahmen eines Forschungs- und Ausstellungsprojekts ausgefüllt werden, das das Museum anlässlich des 100. Jahrestags des Verkaufs der dänischen Kolonien in der Karibik samt der dort lebenden Menschen an die USA 2016 entwickelte. Das Hauptziel war ein Perspektivwechsel, der die weiße, eurozentrische Geschichtsschreibung Flensburgs mit einem Schwarzen Narrativ konfrontieren sollte, um so für die blinden Flecken der lokalen Erinnerungskultur zu sensibilisieren und schließlich in einen dekolonisierenden Diskurs zu treten.

Wie eingangs bereits erwähnt, war es dem Schiffahrtsmuseum gelungen, für das Projekt die jamaikanische Kulturwissenschaftlerin Imani Tafari-Ama als Gastkuratorin nach Flensburg einzuladen. Tafari-Ama fokussiert in ihrer Arbeit die Strategien und Praktiken von Gewalt, Entmenschlichung, Rassismus und Stereotypisierung, die die koloniale Herrschaft über Jahrhunderte legitimiert und in der Folge im transatlantischen Dreieck verzerrte und lückenhafte Narrativen herausgebildet haben, die zwischen *kolonialer Nostalgie*, *Amnesie* und *Aphasie* wechseln. In der Auswertung der rund 150 Interviews, die Tafari-Ama im Rahmen des Projekts geführt hat, wird die kognitive Dissonanz deutlich, die die Erinnerungskulturen in Flensburg,

¹¹⁹ Sandell zitiert in *Janes/Sandell*, wie Anm. 2, S. 8.

¹²⁰ Sandell/Dodd, wie Anm. 11, S. 20–21.

Ghana und auf den U.S. Virgin Islands bestimmt und sich insbesondere im Vergessen oder Verdrängen von Teilen der kolonialen Geschichte widerspiegelt. Tafari-Ama blickt in ihrer Arbeit aber nicht nur auf die Leiderfahrungen der Versklavten, sondern auch auf Formen des afro-karibischen Widerstands, der Selbstbehauptung und des Überlebens – Aspekte, die bislang in der Flensburger Historiographie gar nicht zur Kenntnis genommen wurden. An verschiedenen Beispielen zeigt sie auf, wie sich trotz des vermeintlich klar definierten Herrschaftsverhältnisses zwischen Kolonialherren und Versklavten ein kultureller Austausch und Synkretismus entwickelte, der für die globalisierte Welt bis heute prägend ist.¹²¹

Um die ebenso komplexen wie abstrakten Inhalte in eine Ausstellung zu übertragen, entwickelte der Ausstellungsgestalter Sven Klomp von der Agentur *Impuls Design* in enger Abstimmung mit Imani Tafari-Ama und dem Museumsteam eine eindrucksvolle Szenographie, die den angestrebten Perspektivwechsel in den Raum übersetzte. Dreh- und Angelpunkt der Ausstellung ist die abstrahierte Darstellung des »Stauplans« eines Sklavenschiffs, der als lebensgroßes Fußbodenbild den Hauptraum diagonal durchschneidet und dominiert. Die Ausstellung lenkt auf diese Weise unübersehbar den Fokus auf das Schicksal der versklavten Afrikaner:innen, deren Verschleppung und Ausbeutung die Basis für den Flensburger Kolonialhandel mit Zucker und Rum bildete. Zur Vermittlung der einzelnen Themen werden einzelne signifikante, für die Stammesbesucher:innen des Museums vertraute Objekte ausgewählt, die in der Ausstellung in einen komplett neuen Zusammenhang gestellt werden. So fragt etwa das Schiffsporträt der Flensburger Fregatte ST. CROIX nach den Leerstellen der Flensburger Erinnerung, in der die Kolonien keinen Raum haben, obwohl eines der bekanntesten Flensburger Westindiensegler den Namen einer der Kolonien trug. Die oben bereits erwähnte Frachtliste der GENIUS zeigt deutlich die direkte Beteiligung Flensburger Kaufleute am System des transatlantischen Dreieckhandels auf. Entwurfszeichnungen der Werbefigur des »POTT-Negerleins«, mit dem die Flensburger Rumfirma POTT über drei Jahrzehnte bis in die 1970er Jahre für ihre Produkte warb, verdeutlichen das dauerhafte Fortwirken des kolonialen Rassismus. Anhand einer Auswahl von Flaschen-Etiketten mit historischen Flensburg-Motiven, die die Spirituose karibischen Ursprungs als »Deutsches Erzeugnis« vermarkten, wird die *koloniale Amnesie* der lokalen Erinnerungskultur verdeutlicht. Andere Etiketten mit exotischen Palmen-Motiven wiederum belegen die *koloniale Nostalgie*, die zeitgleich zur Ausstellung mit der Einführung des »Great House Rum« als Name einer besonders hochwertigen Spirituose vom Wein- und Rumhaus Braasch fortgeschrieben wurde. Dass kognitive Dissonanz nicht nur das europäische, sondern

121 Vgl. *Imani Tafari-Ama: Rom, Sved og tårer: Danmarks kolonihistorie og koloniale arv i Flensburg, Ghana og på De Amerikanske Jomfruøer. Et essay. / Rum, Schweiß und Tränen: Dänemarks koloniale Vergangenheit und koloniales Erbe in Flensburg, Ghana sowie auf den Amerikanischen Jungferninseln. Ein Essay.* In: Petersen, wie Anm. 67, S. 431–465.

auch das pan-afrikanische Bewusstsein prägt, wird am Beispiel von Mitteln zum Bleichen von Haut und Glätten von Haaren illustriert, die als modische Produkte auch in Flensburg in den einschlägigen Afroshops zu finden sind. An der aus der Dauerausstellung bekannten eisernen Halsfessel, bisher ein Beleg für das drakonische Strafsystem in den dänischen Kolonien, wird die afrikanische Widerständigkeit und Selbstbehauptung festgemacht – nur wer sich wehrt, muss diszipliniert werden. Am geschnitzten Dekor eines biedermeierlichen Mahagonistuhls werden wiederum Spuren des kulturellen Austauschs und Synkretismus aufgezeigt. Die sorgsam ausgewählten Objekte werden nicht klassisch in Vitrinen oder hängend an Wänden präsentiert, sondern eingefasst – *reframed* – von schlichten Holzrahmen und begleitet von Texten und Videostationen auf dem Boden liegend. Auf diese Weise werden die Besucher:innen auf zweifache Weise in eine irritierend, unbequeme Situation gebracht. Zum einen müssen sie, um zu den Objekten zu gelangen, auf das Fußbodenbild treten und dabei buchstäblich über Menschen gehen. Die aufgemalten Körper der Versklavten wirken dabei auf den ersten Blick ähnlich hemmend wie die in die Gehsteige zahlreicher europäischer Städte eingelassenen »Stolpersteine«, mit denen der Künstler Gunter Demnig an die Opfer des NS-Regimes erinnert.¹²² Die eingübte Museumsgrenze des Abstandhaltens wird hier bewusst herausgefordert und überschritten. Zum anderen werden die Besucher:innen gezwungen, sich zu den Objekten herunterzubeugen oder sich hinzuknien. Die Szenographie verstößt damit in Teilen bewusst gegen die Regeln der einfachen Zugänglichkeit und Lesbarkeit. Die Besucher:innen werden aus ihrer Komfortzone geholt und vollziehen nicht nur körperlich einen Perspektivwechsel, sondern nehmen – bewusst oder unbewusst – auch eine demütige Haltung der Verbeugung ein, die den Opfern der *Maafa* gilt, dem »afrikanischen Holocaust«. Der Imperativ vom »Bitte nicht berühren« verwandelt sich zur Aufforderung »Lasst Euch berühren!«. Der Grundriss des Sklavenschiffs wird zudem vor dem Museumsgebäude und im Museumshof fortgeführt, um das Thema der Ausstellung symbolisch in den öffentlichen Raum zu tragen. Der zweite Teil der Ausstellung inszeniert die harmonische Situation einer traditionellen afrikanischen Versammlungsstätte unter einem Baobab-Baum. Hier können sich die Besucher:innen hinsetzen, ausruhen, unterhalten und austauschen, sich in Bücher und Texte vertiefen sowie ein Videointerview mit der Kuratorin Tafari-Ama anschauen. Eine große Tafel an der Kopfseite des Raums bietet zudem die Möglichkeit, eigene Gedanken, Fragen und Kommentare zu hinterlassen, wovon die Besucher:innen reichlich Gebrauch machen.

Fazit

Die Erfahrung mit der Ausstellung »Rum, Schweiß und Tränen« zeigt, wie Museen als öffentliche Orte des Wissens und des Lernens *Kontaktzonen* für relevante gesellschaftliche Diskurse sein und *Dritte Räume* für Differenz,

122 Vgl. <http://www.stolpersteine.eu/> (11.7.2019).

Multivokalität, Austausch, Dialog, Empathie und Verstehen eröffnen können. Diese Räume werden nicht unbedingt als *sicher* erfahren, sondern erfordern mitunter den Mut, sich mit anderen Perspektiven und kontroversen Fragen auseinanderzusetzen. Die Rolle der Museen ist dabei nie neutral, sondern stets von institutionellen wie individuellen Standpunkten, Perspektiven, Werten und Abhängigkeiten geprägt. Umso wichtiger ist es, die eigene Subjektivität zu reflektieren und transparent zu machen. An der Fallbetrachtung des Flensburger Schifffahrtsmuseums wollte ich verdeutlichen, wie ein Museum durch die Adaption und Reproduktion eurozentrischer Epistemologien, Topoi und Narrative der jahrzehntelangen *kolonialen Nostalgie, Amnesie* und *Aphasie* in den Erinnerungskulturen der ehemaligen Kolonialmächte – in diesem Fall Dänemarks und Flensburgs – Vorschub geleistet hat. Das Hinterfragen eingeübter Narrative wie das von der *wirtschaftlichen Blütezeit Flensburgs* erforderte nicht nur einen *postkolonialen turn* zur Öffnung für neue Fragestellungen und Analysekatégorien, sondern vor allem eine neue Positionierung des Museums, die im Zweifelsfall mit angestammten Erwartungen an das Haus brechen muss.

Als verantwortlicher Museumsleiter habe ich diese Entwicklung als einen langsamen und herausfordernden (Ver-)Lernprozess erlebt und verstanden, den ich jedoch als Haltung und Praxis der Museumsarbeit für essentiell halte, wenn Museen ihrem Anspruch als Institutionen *im Dienst der Gesellschaft* gerecht werden wollen.¹²³ David Fleming beschreibt die soziale und gesellschaftliche Verantwortung der Museen zurecht als grundlegende Managementaufgabe in einer breit angelegten Organisationsentwicklung. »The need to define (or redefine) the museum's social role«, so Fleming, »lies at the heart of the management challenge in creating museums that seek to achieve wide relevance and public value.«¹²⁴ Auch Sandell und Janes sehen die wertebasierte Ausrichtung von Museen als wichtigste Managementaufgabe, um die gesellschaftliche Relevanz von Museen nachhaltig zu erhalten.

»The idea of a socially responsible museum is grounded in a new sense of accountability, as well as in new approaches to achieving long-term sustainability. This work places a greater emphasis on values, both moral and societal, while also respecting the marketplace.«¹²⁵

Die Ausstellung »Rum, Schweiß und Tränen« war die bislang meistbeachtete Ausstellung des Flensburger Schifffahrtsmuseums. Schon im Vorfeld haben überregionale und landesweite Medien wie NDR Info, Deutschlandfunk, Deutschlandradio Kultur, taz oder Die Welt ausführlich über das Projekt berichtet. Nach Eröffnung der Ausstellung erreichte das Museum eine über-

123 ICOM-Museumsdefinition, wie Anm. 8.

124 *David Fleming: Museums for Social Justice. Managing Organisational Change.* In: Richard Sandell/Eithne Nightingale (Hg.): *Museums, Equality and Social Justice* (London/New York 2012), S. 72–83, hier S. 72.

125 *Richard Sandell/Robert R. Janes* (Hg.): *Museum management and marketing.* London/New York 2007, S. 10.

wältigende Nachfrage nach Führungen, die häufig auch am montäglichen Schließtag oder vor und nach den regulären Öffnungszeiten stattfanden. Insgesamt verzeichnete das Museum aufgrund der Ausstellung einen Besuchsanstieg von knapp 15 Prozent. Die Reaktionen waren äußerst emotional und reichten von tiefer Betroffenheit bis zu großer Dankbarkeit. Vereinzelt wurden auch kritische Stimmen laut, die die Ausstellung als zu einseitig oder gar übertrieben »politisch korrekt« ansahen. Insbesondere die Verwendung des pan-afrikanischen Begriffs der *Maafa* als »afrikanischer Holocausts« provozierte kontroverse Reaktionen. Darüber hinaus findet das Projekt bis heute auf verschiedenen Fachtagungen in Kopenhagen, Washington, D.C., Bremen, Berlin, Flensburg, Tallinn oder Bellinzona große Aufmerksamkeit und Anerkennung. Mit dem Ankauf der großformatigen Arbeit »Cuts and Burns« der St. Croixer Künstlerin La Vaughn Belle hat das Museum 2019 schließlich das Narrativ der Kolonialität dauerhaft in seiner Sammlung und Ausstellung verankert. Die großformatige Papierarbeit repräsentiert fortan an prominenter Stelle der Dauerausstellung eine starke Schwarze Perspektive auf die Verflechtungsgeschichte Dänisch-Westindiens. Belle gibt in ihrer Arbeit der Handlungsmächtigkeit der Versklavten eine Stimme und schafft mit ihr zugleich eine eindrucksvolle Gegenerzählung zur archivarischen und damit auch narrativen Macht Europas, Kopenhagens und nicht zuletzt auch Flensburgs.¹²⁶

Im Erinnerungsdiskurs der Stadt Flensburg gilt die Ausstellung »Rum, Schweiß und Tränen« heute als wichtiger Meilenstein, nicht nur für einen dekolonisierenden Perspektivwechsel, sondern auch als Ausgangspunkt einer engen Vernetzung zwischen Schiffahrtsmuseum, Universität, Dänischer Zentralbibliothek, Theater, freier Kunstszene und Zivilgesellschaft im Rahmen der weiteren Aufarbeitung des kolonialen Erbes der Fördestadt und der Region. Besonders hervorgehoben sei in diesem Zusammenhang die Performance/Installation »Die Leerstelle verankern«, mit der die Theaterwerkstatt Pilkentafel im Sommer 2019 die Stadt dazu aufrief, ein Denkmal für die Opfer der Flensburger Kolonialgeschichte zu errichten.¹²⁷

Dass der postkoloniale *turn* des Flensburger Schiffahrtsmuseums ein stetiger Prozess des Lernens (und Verlernens) war und ist, der nie abgeschlossen sein wird, lässt sich ebenfalls an der Ausstellung »Rum, Schweiß und Trä-

126 Vgl. *La Vaughn Belle: Cuts and Burns*. <http://www.lavaughnbelle.com/home-1#/new-gallery-1/> (29.06.2024); Ida Højgaard: *The Subversive Potential of Visual Violence in Contemporary Art*. In: *Idoart.dk*, <https://www.idoart.dk/blog/the-subversive-potential-of-visual-violence-in-contemporary-art> (30.6.2024).

127 Vgl. *Inken Carstensen-Egwuom: Nachdenken über Denkmäler. »Die Leerstelle verankern« in Flensburg im Kontext dekolonialer Bewegungen zu Objekten im öffentlichen Raum*. In: *Feministische Geo-RundMail – Dekoloniale Geographien*, S. 47–51, hier S. 48–49. https://www.researchgate.net/publication/340051000_Nachdenken_uber_Denkmal_Die_Leerstelle_verankern_in_Flensburg_im_Kontext_dekolonialer_Bewegungen_zu_Objekten_im_offentlichen_Raum (21.4.2024). Zur grundlegenden Strategie von Re-Writing, Re-Mapping und Kanonkritik; vgl. *Bachmann-Medick*, wie Anm. 25, S. 192–197.

nen« aufzeigen. Kurz nach Eröffnung der Ausstellung erreichte das Museum ein Schreiben des Vorstands der Initiative Schwarze Menschen in Deutschland (ISD), in welchem die Ausstellung inhaltlich ausdrücklich als wichtigen Beitrag zur kritischen Aufarbeitung des Kolonialismus in Deutschland gewürdigt wurde. Gleichzeitig wird das Plakat der Ausstellung aufs Schärfste als Reproduktion rassistischer Stereotype verurteilt und gefordert, das Motiv sofort zurückziehen. Das Plakat zeigt verkleinert auf schwarzem Grund die oben beschriebene Werbefigur des »POTT-Negerleins«, wie es von seinem Sockel stürzt. Der ursprünglich lachende Gesichtsausdruck der Zeichnung war dabei zu einem schmerzverzerrten, weinenden Ausdruck verändert worden, der das lokal bekannte Sinnbild kolonialer Verklärung visuell dekonstruieren sollte.¹²⁸ Zum Zeitpunkt der Wahl des Plakatmotivs, das das Museum gemeinsam mit Tafari-Ama entwickelt hatte, war die allgemeine Sensibilität in Museen für einen rassismuskritischen Umgang mit diskriminierenden Bildern noch nicht sehr ausgeprägt. Wie ein solcher Umgang gelingen kann, zeigte nur wenige Monate später die Ausstellung »zurückGESCHAUT«, die im Oktober 2017 im Museum Treptow-Köpenick in Berlin eröffnet wurde und sich der Geschichte der ersten deutschen Kolonialausstellung von 1896 in Berlin-Treptow widmet. Das Museum hatte in enger Zusammenarbeit mit Expert:innen des ISD und des Vereins *Berlin postkolonial* eine Präsentation entwickelt, die sich dem kolonialen Blick weitestgehend entzieht. Anstatt historische Bilder von der diskriminierenden »Völkerschau« zu reproduzieren, werden die Biographien von 106 Darstellern aufbereitet und – sofern vorhanden – mit zeitgenössischen Porträtfotografien präsentiert, aus denen eine Haltung des »Widerstands und Widerspruchs« spricht, wie Tahir Della (ISD) in einem Interview erklärt.¹²⁹ Die Treptow-Köpenicker Ausstellung fand aufgrund ihres sensiblen Umgangs mit Bildquellen große Anerkennung. Aber auch in diesem Projekt fand ein Lernprozess statt. Matthias Wiebusch, pädagogischer Mitarbeiter des Museums, berichtet in einem Interview mit der taz, dass die Kombination von schwarz-weißen Porträtfotos und Texten vielen Besucher:innen als »steckbriefartige Darstellung« unangenehm aufgefallen und für »nicht würdig genug« befunden worden seien. 2021 überarbeitete das Museum daher die Ausstellung und ließ die Porträts für einen lebendigeren und individuelleren Eindruck nachkolorieren und vergrößern. Die Texte wurden grafisch in ihrer vorherigen Dominanz zurückgenommen.¹³⁰

Ausstellungen wie »Rum, Schweiß und Tränen« oder »zurückGESCHAUT« stehen für einen langsamen epistemischen Wandel kulturhistorischer Mu-

128 Vgl. zur Geschichte der Werbefigur *Marco L. Petersen/Joachim Zeller: Rum, Reklame und Rassismus: »Wildgewordene« Werbefeldzüge und die Geschichte vom »POTT-Negerlein«*. In: Petersen, wie Anm. 67, S. 323–345.

129 Tahir Della, zitiert in *Susanne Memarnia: Ausstellung zur Kolonialgeschichte: Widerstand sichtbar machen*. In: Die Tageszeitung 22.10.2021. <https://taz.de/Ausstellung-zur-Kolonialgeschichte!/5807261/> (21.4.2024).

130 Vgl. *Memarnia* 2021, wie Anm. xx und <https://www.berlin.de/museum-treptow-koepenick/ausstellungen/artikel.649851.php> (21.4.2024).

seen, der sich in ethnologischen Museen längst als postkolonialer Paradigmenwechsel durchgesetzt und die Erinnerungspolitik sowohl auf Bundes- wie auf Landesebene nachhaltig verändert hat.¹³¹ Jedoch kann der von Spivak beschriebene dialektische Prozess von Lernen und Verlernen nur gelingen, »wenn die«, wie Castro Varela betont, »die die Rolle der Vermittelnden übernehmen, sich als Teil des Gesamtproblems begreifen und sich nicht nur als Lehrende, sondern auch als Lernende verstehen.«¹³² Mit dieser Haltung können sich Museen, wie Jürgen Zimmerer es ausdrückt, »von Agenten des Kolonialismus zu Agenten der Aufarbeitung des Kolonialismus«¹³³ entwickeln und damit gemäß ihrem Anspruch von gesellschaftlicher Verantwortung und Relevanz zu *Agenten des sozialen Wandels* werden. Als die neu gewählte Flensburger Oberbürgermeisterin im Juni 2017 die Ausstellung »Rum, Schweiß und Tränen« eröffnete, würdigte sie ausdrücklich diesen Rollenwechsel des Schifffahrtsmuseums und ermunterte die Anwesenden, die vermeintlich vertraute Flensburger Zucker- und Rumgeschichte neu zu betrachten und aus einer dekolonialen Perspektive zu verstehen.



Dr. Thomas Overdick
Museumsverband für Niedersachsen und Bremen e.V.
Rotenburger Str. 21
30659 Hannover
thomas.overdick@mvnb.de

131 Vgl. *Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien: Aufarbeitung des Kolonialismus*, https://www.kulturstaatsministerin.de/DE/aufarbeiten-und-erinnern/kolonialismus/kolonialismus_node.html (21.4.2024). Hervorzuheben ist in diesem Zusammenhang auch die Beschlussempfehlung des Bildungsausschusses des schleswig-holsteinischen Landtags vom 26.1.2022 zur Entwicklung eines Erinnerungskonzepts zur »Aufarbeitung der kolonialen Geschichte des Landes«. In dieser Drucksache empfiehlt der Ausschuss der Landesregierung unter anderem die »Fortführung und Weiterentwicklung der Zusammenarbeit der kooperativen Initiative zwischen Flensburger Schifffahrtsmuseum, Dänischer Zentralbibliothek und Museum Sønderjylland – Kulturhistorie Aabenraa«, in dessen Rahmen im Schifffahrtsmuseum die Ausstellung »Rum, Schweiß und Tränen« entwickelt wurde. Vgl. *Bericht und Beschlussempfehlung des Bildungsausschusses: Konzept zur Aufarbeitung der kolonialen Geschichte des Landes*. Antrag der Abgeordneten des SSW. Drucksache 19/3583 vom 26.2.2022. Schleswig-Holsteinischer Landtag, 19. Wahlperiode, S. 3. <https://www.landtag.ltsh.de/infotehk/wahl19/drucks/03500/drucksache-19-03583.pdf> (21.4.2024).

132 *Castro Varela*, wie Anm. 18, o.S.

133 *Jürgen Zimmerer: Kulturgut aus der Kolonialzeit – ein schwieriges Erbe?* In: *Museumskunde* 80, 2/2015, S. 22–25, hier S. 25.

